

Deutsches Archiv

für

Erforschung des Mittelalters

Namens der

Monumenta Germaniae Historica

herausgegeben von

JOHANNES FRIED

HORST FUHRMANN

HANS MARTIN SCHALLER

RUDOLF SCHIEFFER

50. Jahrgang

1994

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Sanctus amor patriae dat animum – ein Wahlspruch des George-Kreises?

Ernst Kantorowicz auf dem Historikertag
zu Halle a. d. Saale im Jahr 1930

(Mit Edition)

Von

Eckhart Grünewald

Glänzende Namen finden sich auf der Teilnehmerliste der „Siebenzehnten Versammlung Deutscher Historiker“, die vom 22. bis 26. April 1930 in Halle an der Saale stattfand¹. Unter den rund 140 Universitätsprofessoren und Privatdozenten waren viele, die damals zu den Großen ihres Faches zählten oder später dazu gezählt werden sollten: Forscher wie Hermann Aubin, Erich Brandenburg, Karl Brandi, Alfred Doren, Hermann Heimpel, Hans Herzfeld, Robert Holtzmann, Theodor Mayer, Heinrich Mitteis, Wilhelm Mommsen, Hermann Oncken, Hans Rothfels, Franz Schnabel, Percy Ernst Schramm, Egmont Zechlin...

Ferner etwa 80 Studienräte und Assessoren, mehr als 100 Studenten und Studentinnen, des weiteren fast 150 beruflich und privat Interessierte wie Bibliothekare, Archivare, Verleger und Beamte – sogar der Polizeipräsident von Halle gab sich die Ehre. Vor dieser Hörerschaft hielt Ernst Kantorowicz am 24. April 1930 seinen Vortrag über „Grenzen, Möglichkeiten und Aufgaben der Darstellung mittelalterlicher Geschichte“².

1) Bericht über die siebenzehnte Versammlung Deutscher Historiker zu Halle a. d. S. vom 22. bis 26. April 1930. Verfaßt von Robert Holtzmann, Hans Herzfeld und Martin Lintzel, München/Leipzig 1930; die Teilnehmerliste S. 65–74.

2) Ernst Kantorowicz, Grenzen, Möglichkeiten und Aufgaben der Darstellung mittelalterlicher Geschichte. Der Vortrag wird erstmals vollständig unten S. 104–125 publiziert.

Einer aber, der zu den bedeutenden Wissenschaftlern und Wissenschaftsorganisatoren unter den Historikern gehörte, fehlte in dieser Versammlung, und sein Fehlen wird man bedauert haben: Albert Brackmann, Schüler Paul Fridolin Kehrs und dessen Nachfolger als Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive, Direktor des Instituts für Archivwissenschaft, Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften und mehrerer Historischer Kommissionen, bis 1929 Ordinarius für mittlere und neuere Geschichte an der Berliner Universität, seitdem ebendort Honorarprofessor, Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift, in der er 1929 die Rezension „Kaiser Friedrich II. in ‚mythischer Schau‘“ publiziert³ und so die bekannte Kontroverse über das Friedrich-Buch von Ernst Kantorowicz eröffnet hatte⁴.

Als „Außenseiter ohne Amt und Würden“ führte sich Ernst Kantorowicz, Privatgelehrter und Schüler Stefan Georges, zu Beginn seines Vortrags ein – dies geschah sicher nicht ohne ironischen Bezug auf die Ämterfülle und das Prestige seines – nur physisch – abwesenden Kontrahenten, mit dessen Kritik am Friedrich-Buch und am Geschichtsverständnis des George-Kreises sich der Vortrag in den wichtigsten Punkten auseinandersetzte. Zum Historikertag eingeladen vom Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Historiker, dem Haller Mediävisten

3) Zu Albert Brackmann: Hans Goetting, in: NDB, Bd. 2 (1955) S. 504 f.; zuletzt: Kaspar Elm, *Mittelalterforschung in Berlin. Dauer und Wandel, in: Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert. Persönlichkeiten und Institutionen*, hg. von Reimer Hansen und Wolfgang Ribbe (1992), S. 223 ff., und Klaus Zernack, „Deutschland und der Osten“ als Problem der historischen Forschung in Berlin, ebda. S. 585 ff. – Am 16. Mai 1929 hatte Albert Brackmann seine Kritik an dem Friedrich-Buch unter dem Titel „Kaiser Friedrich II. in ‚mythischer Schau‘“ in der Preußischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen. Der Vortrag ist erstmals abgedruckt in: HZ 140 (1929) S. 534–549. S. dazu die Replik von Ernst Kantorowicz, „Mythenschau“, in: HZ 141 (1930) S. 457–471, und noch einmal Brackmann, Nachwort, HZ 141 (1930) S. 472–478. Alle drei Beiträge dieser Kontroverse sind wieder abgedruckt in: Stupor Mundi. Zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen, hg. von Gunther Wolf (Wege der Forschung Bd. 101, 1966) S. 1–48. Zu der Auseinandersetzung mit Brackmann s. Eckhart Grünewald, Ernst Kantorowicz und Stefan George. Beiträge zur Biographie des Historikers bis zum Jahre 1938 und zu seinem Jugendwerk „Kaiser Friedrich der Zweite“ (Frankfurter Historische Abhandlungen Bd. 25, 1982) S. 86 f.

4) Ernst Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite*, Textband: Berlin 1927, Ergänzungsband: Berlin 1931; jetzt neu gesetzt und ausgestattet in 7. Auflage (Textband) und 4. Auflage (Ergänzungsband) 1994 mit einem Biographischen Nachwort von Eckhart Grünewald.

Robert Holtzmann⁵, hatte Ernst Kantorowicz ursprünglich über ein fachwissenschaftlich-historisches Thema sprechen wollen, um sich „dem allgemeinen Rahmen nach Möglichkeit einzupassen. Wenn ich später dieses Thema geändert habe“, so leitete Ernst Kantorowicz seinen Vortrag ein, dann „deswegen, weil inzwischen der unselige Methodenstreit, die Frage also: wie schreibt man Geschichte und wie darf man Geschichte nicht schreiben, auch auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte wieder entfacht worden ist und, wie nicht anders zu erwarten, sofort mit Stichflammen hochschlug. Zu dieser Frage... Stellung zu nehmen, hielt ich umsomehr für meiner angemessen, als es ja auch meine Arbeit über Friedrich II. gewesen ist, die unter anderem den Anlaß zu dieser erneuten Diskussion abgab“⁶.

Die Bedeutung des hier erstmals nach dem Originalmanuskript vollständig abgedruckten Vortrages liegt darin, daß er ein nicht unwichtiger Teil der damaligen Diskussion um das Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft ist, eines Methodenstreits, den man – anders als Ernst Kantorowicz – keineswegs „unselig“ finden muß. Werden in diesem Streit doch – seit den einschlägigen methodologischen Arbeiten Max Webers zu Beginn des Jahrhunderts⁷ – grundsätzliche Fragen erörtert wie die des Werturteils, der politischen Bindung des Historikers, der Bedeutung bestimmter Quellengruppen für die historische Erkenntnis und Fragen nach den nationalen und internationalen Aufgaben, die der Geschichtswissenschaft gestellt sind.

Bedeutsam ist dieser Vortrag auch deswegen, weil Ernst Kantorowicz hier ausführlicher – und ruhiger – als in seiner Erwiderung auf Brackmanns Rezension seine Methode der Quellennutzung für sein Bild Kaiser Friedrichs des Zweiten darstellt und begründet, die heute als modern geltende Verwertung von parteiischen Wahrnehmungen des Kaisers, Legenden,

5) Robert Holtzmann (1873–1946) hatte zu dieser Zeit schon den Ruf als Nachfolger Albert Brackmanns auf den Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte an der Berliner Universität angenommen; s. Heinrich S p r o e m b e r g, Nachruf auf Robert Holtzmann, HZ 170 (1950) S. 449–450; Albrecht T i m m, in: NDB 9 (1972) S. 562.

6) K a n t o r o w i c z, Grenzen, Möglichkeiten..., unten S. 104.

7) Vor allem M a x W e b e r, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904), Der Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften (1917), in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hg. von J. W i n k e l m a n n (1973) und: Wissenschaft als Beruf (1917/1919), in: Max Weber-Gesamtausgabe, Bd. I/17, hg. von Wolfgang M o m m s e n und Wolfgang S c h l u c h t e r in Zusammenarbeit mit Birgitt M o r g e n b r o d (1992).

Mythen, Sagen, „verzerrten und getrüben zeitgenössischen Berichten“ und anderem Material. Ernst Kantorowicz hoffte, damit „die Wurzeln der Mythenschau“ bloßzulegen⁸ und Brackmanns zentralen Vorwurf, er habe das Bild des Kaisers durch „mythische Schau“ verzeichnet, zu entkräften.

Schließlich ist dieser Vortrag ein wichtiges „offizielles“ Dokument des Kreises um Stefan George⁹, das mit erfreulicher Klarheit und ohne Einbettung in die Metaphysik von „Dichter und Helden“, „Herrschaft und Dienst“, von „Richtlinien“ und „Vorbildern“ des Kreises¹⁰ methodologische Probleme der Historiographie erörtert und schließlich die „Frage nach dem wissenschaftlichen Wert der historischen Werke aus der George-Schule“¹¹ beantwortet.

Den bisherigen Versuchen, das Verhältnis des George-Kreises zur Geschichtswissenschaft zu beschreiben¹², mangelte es an einer solchen klaren und verlässlichen Grundlage, wie sie mit dem Vortrag von Ernst Kantorowicz gegeben ist. Sie waren darauf angewiesen, die verstreuten, mehr oder weniger brauchbaren Aussagen von Friedrich Gundolf, Friedrich Wolters, Kurt Hildebrandt, Edgar Salin, Berthold Vallentin und anderer Autoren des George-Kreises zu sammeln und auszulegen. Ernst Kantorowicz' Vortrag zeigt den Weg zum tieferen Verständnis der Geschichtswerke des Kreises: Der Weg ist einfacher, als man ihn bislang beschrieb, und er führt in deren geistiges Zentrum, das man so deutlich bislang nicht sehen konnte.

8) S. unten S. 119.

9) Zu dem „kreis-offiziellen“ Charakter des Vortrages s. Grünewald (wie Anm. 3) S.91.

10) Ergiebig für die „Geschichtsmetaphysik“ des Kreises sind unter anderem: Friedrich Gundolf, *Dichter und Helden* (1912), 1921, S. 23–58; Friedrich Wolters, *Herrschaft und Dienst* (1909) (1923); Ders., *Richtlinien*, in: *Jahrbuch für die geistige Bewegung* 1 (1910) S. 128–145; Friedrich Gundolf, *Vorbilder*, in: ebda 3 (1912) S. 1–20.

11) Kantorowicz, *Grenzen, Möglichkeiten...*, unten S. 125.

12) Die umfangreichsten früheren Versuche sind von Helmut Frenzel, *George-Kreis und Geschichtswissenschaft. Darstellung und Kritik der Auffassung des George-Kreises vom geschichtlichen Erkennen*, Phil. Diss. Leipzig 1932, und Vitezka Pihertová, *Zur Geschichtsforschung des Georgekreises*, in: *Xenia Pragensia. Festschrift für Arno Kraus und Josef Janko* (1929) S. 91–120; von den neueren Darstellungen hervorzuheben ist das kenntnisreiche, kritisch-verständnisvolle Nachwort von Ulrich Raulff, *Der Bildungshistoriker Friedrich Gundolf*, in: *Friedrich Gundolf, Anfänge deutscher Geschichtsschreibung von Tschudi bis Winckelmann. Aufgrund nachgelassener Schriften Friedrich Gundolfs bearbeitet und hg. von Edgar Wind* (1992) S. 115–154.

Ein letztes zeichnet diesen Vortrag aus: Er ist ein lebendiges Zeugnis des geistreichen, witzigen, der Arroganz nicht fernen, hochgemuten Ernst Kantorowicz, der, getragen vom Erfolg seines Meisterwerkes, das bereits in zweiter Auflage erschienen war¹³, das Florett gegen wirkliche – und vermeintliche – Feinde führt.

*

Ernst Kantorowicz hatte mit der Einladung, auf dem Historikertag zu sprechen, das Forum gewonnen, auf dem er mit der größtmöglichen öffentlichen Wirkung seine Auseinandersetzung mit Albert Brackmann und der positivistischen Geschichtsforschung fortsetzen, wenn nicht mit Aplomb beenden konnte. Diese Öffentlichkeit hatte er seit Brackmanns Kritik „Kaiser Friedrich II. in ‚mythischer Schau‘“ mit Nachdruck gesucht: In einem Brief an Brackmann vom 15. September 1929 bedankte er sich für die Übersendung der gedruckten Rezension und lehnte höflich ein Gesprächsangebot ab¹⁴: „Bei der grundsätzlichen Divergenz unserer historischen Anschauungen kann ich nicht glauben, daß ein persönliches Gespräch die sicherlich von beiden Seiten gewünschte Klärung herbeizuführen im Stande wäre. Hier kann nur die Öffentlichkeit sich grundsätzlich zu Ihrer oder meiner Geschichtsauffassung bekennen. Zudem ist unser Streit, wie ja auch Sie empfunden haben, von zu prinzipieller Bedeutung, als daß er der Öffentlichkeit vorenthalten werden dürfte. Ich werde daher eine Erwiderung fertigstellen, die ich Sie bitten darf, am gleichen Ort zu publizieren, wo auch Ihr Vortrag erschienen ist. Es wäre zweckmäßig und wohl im beiderseitigen Interesse, möglichst das übernächste Heft der Historischen Zeitschrift (also Band 141 Heft 2, da Heft 1 vermutlich schon zusammengestellt ist) hierfür in Anspruch zu nehmen, damit die beiden Aufsätze zeitlich nicht zu weit auseinanderliegen.“

13) Die erste Auflage in Höhe von 2 600 Exemplaren war Ende März 1927 erschienen, die zweite Auflage mit 4 400 Exemplaren erschien im März 1928, s. hierzu Grünewald (wie Anm. 3) S. 155 f.

14) Ernst Kantorowicz an Albert Brackmann, 15.9.1929, Nachlaß Brackmann im Geheimen Staatsarchiv, Stiftung Preussischer Kulturbesitz, Berlin, Rep. 92, Mappe Nr. 16, Bl. 34; schon gut einen Monat zuvor hatte Brackmann Ernst Kantorowicz Einblick in die Korrekturfahnen seiner Rezension nehmen lassen wollen, vgl. den Brief von Ernst Kantorowicz an Albert Brackmann, 5.8.1929, ebda. Bl. 35. Den Hinweis auf diese Archivalien erhielt ich von Robert E. Lerner, Northwestern University, Evanston, Ill., dem ich hierfür zu Dank verpflichtet bin; vgl. auch den Aufsatz, der Wichtiges zu Kantorowicz' Lebensabschnitt in Amerika beiträgt, von Robert E. Lerner, Ernst Kantorowicz and Theodor E. Mommsen, in: *An Interrupted Past. German-Speaking Refugee Historians in the United States after 1933*, ed. by Hartmut Lehmann and James J. Sheehan, Publications of the German Historical Institute (1991) S. 188–205.

Diese nicht gerade bescheiden vorgetragene Bitte wurde von Brackmann erfüllt: In Heft 3/141 der Historischen Zeitschrift, Anfang März 1930 ausgeliefert, erschienen Ernst Kantorowicz' Replik unter dem Titel „Mythenschau“ und ein „Nachwort“ von Brackmann¹⁵. Über letzteres schrieb Ernst Kantorowicz am 9. Mai 1930 an Stefan George: „Jetzt ist auch die Brackwasserantwort da – ein Rückzugsmarsch unter dem Klang gedämpften Kalbfells...“¹⁶

Das Interesse von Ernst Kantorowicz, die „grundsätzliche Differenz“ öffentlich auszutragen, stand im Einklang mit gleichzeitigen Bemühungen von Freunden und Schülern Stefan Georges, die geistesgeschichtliche Bedeutung und kulturpolitischen Ansprüche des Kreises der Öffentlichkeit zu demonstrieren. Am stärksten kam dies in Friedrich Wolters' Buch „Stefan George und die Blätter für die Kunst“ zum Ausdruck, das im November 1929 (mit der Jahreszahl 1930) erschienen war und, wie schon der Untertitel erkennen ließ, Stefan Georges Werk und Wirken als wesentliches Ferment, wenn nicht als Zentrum deutscher Geistesgeschichte seit der Jahrhundertwende verklärte¹⁷.

Das Interesse an publizistischer Wirkung wird auch daran deutlich, daß Ernst Kantorowicz das Manuskript seines Vortrages einer Zeitung und einer Wochenschrift unmittelbar nach der Tagung zur Verfügung stellte. Ein kürzerer Auszug daraus erschien in der hoch konservativen, stark „national“ ausgerichteten Deutschen Allgemeinen Zeitung¹⁸,

15) Siehe oben Anm. 2.

16) Grünewald (wie Anm. 3) S. 89. Zu Kantorowicz' Reaktion auf die Meldung von Brackmanns Vortrag in der Preußischen Akademie (Vossische Zeitung vom 9. Juni 1929) vgl. seinen Brief an Stefan George vom 8. Mai 1929, in dem es u. a. heißt: „Über die von mir einzuschlagende Taktik, längere oder kürzere Entgegnung oder Schweigen, kann man sich erst entscheiden, wenn man genau weiß, was er gesagt hat. Immerhin böte sich eine Gelegenheit, manches Prinzipielle zu sagen, zum Beispiel, daß die vom zünftigen Historiker so gern verworfenen ‚zeitgenössischen Farben‘ immer noch waschechter als die von ihm verwandten modernen I.G.-Farben seien und manches andere.“ Grünewald S. 87.

17) Friedrich Wolters, Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890 (Werke aus dem Kreis der Blätter für die Kunst, Geschichtliche Reihe 1930). Die Entstehungsgeschichte dieses Buches, das Stefan George angeregt und das ohne seine Mitarbeit nicht denkbar gewesen wäre, ist noch nicht geschrieben; George hat es als „offizielle“ Kreis-Darstellung ausdrücklich gebilligt. S. hierzu H.-J. Seekamp, R. C. Ockenden, M. Keilson, Stefan George / Leben und Werk. Eine Zeittafel (1972) S. 365 ff.

18) Deutsche Allgemeine Zeitung vom 26. April 1930, Nr. 191–192, Reichsausgabe. Zur politischen Rolle dieser Zeitung, die um 1930 einem westdeutschen Industriekonsortium, der Hamburg-Amerika-Linie und der Darmstädter- u.

einen längeren Abdruck brachte die konservative politische Wochenschrift „Der Ring“ des unermüdlichen Mobilisierers konservativer Kreise und Klubs Heinrich von Gleichen¹⁹.

Daß Ernst Kantorowicz' Erwiderung „Mythenschau“ nicht überall die Sympathie gefunden hatte, die ihr wohl im George-Kreis sicher war, belegen zwei Briefe an Albert Brackmann: Konrad Burdach, Ordinarius für mittlere und neuere Geschichte an der Berliner Universität, bedankte sich am 17. März 1930 für die „Übersendung des Streitgesprächs über die mythische Geschichtsbetrachtung“ und konstatierte: „Der Heidelberger Georgist hat, wie zu erwarten war, sehr hochmütig geantwortet.“²⁰ Fedor Schneider, Mediävist an der Frankfurter Universität und – was er damals noch nicht wissen konnte – ab August 1930 Kollege des zum Honorarprofessor in Frankfurt ernannten Ernst Kantorowicz, dankte am 16. März 1930 Brackmann für die Übersendung der HZ-Beiträge: „Ich las sie soeben und freue mich der überlegenen Haltung gegenüber dem doch recht frechen, dazu rabulistischen Ton des puer Posnaniae²¹, die Sie in Ihrer dabei wieder durchaus ‚positivistisch‘ belehrenden Erwiderung einnehmen... Ich bin hier fast nur von Bewunderern der *imagination créatrice*²² umgeben und

Nationalbank gehörte: Peter de Mendelssohn, Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse (21982) S. 297 ff.

19) Unter der Überschrift „Aus fremden Aufsätzen“ in: Der Ring, 3. Jg. Heft 18 (4. Mai 1930), S. 333–335. Abgedruckt ist der Text unten S. 119 (letzter Absatz) – 125. – Zu Heinrich von Gleichen vgl. den Artikel von Adalbert Erler, in: NDB Bd. 6 (1964) S. 446 f.

20) Brief von Konrad Burdach an Albert Brackmann vom 17.3.1930, Nachlaß Brackmann (wie Anm. 14) Bl. 207.

21) Ernst Kantorowicz war am 5. Mai 1895 in Posen geboren. Fedor Schneider war, wie er schrieb, gerade „im Begriff, zu Friedrich II. nach Apulien zu fahren“ – deswegen wohl diese etwas gequälte Anspielung auf den *puer Apuliae*.

22) Schneider spielt hier auf Brackmanns zentrale Aussage in seiner Rezension des Friedrich-Buches an (wie Anm. 3) S. 548: „Der Grundfehler ist offenbar der, daß Kantorowicz den Kaiser zuerst ‚geschaut, gefühlt, erlebt hat‘ und mit diesem vorher gewonnenen Bilde an die Quellen herangegangen ist. Die *imagination créatrice*, die heute anfängt, unsere Geschichtswissenschaft zu durchwirken, ist bei ihm stärker gewesen als der reale Wirklichkeitssinn.“ Darauf hatte Ernst Kantorowicz in „Mythenschau“ (wie Anm. 3) S. 471 geantwortet: Es „muß einen dann doch die schwere Besorgnis Brackmanns förmlich verblüffen, mit der er auch innerhalb der eigentlichen Geschichtsschreibung das Eindringen des bildnerischen und schöpferischen Moments verfolgt, der *imagination créatrice* nämlich, die ihrem Wesen nach auf den historischen wie derzeitigen *Wirklichkeiten* gründet, nachdem doch ganz offenbar der an den puren *Tatsachen* haftende *réalisme destructeur* heute nur noch wenige der ‚Wahrheitssucher‘, ja vielleicht nur diese selbst befriedigt“.

werde sicher noch für die wissenschaftlichen Grundlagen meiner Persönlichkeit eintreten müssen, obwohl ich meine Zeit und Nervenkraft für andere Zwecke brauche.“²³

Die beiden Briefe zeigen, daß Ernst Kantorowicz in Halle gleichermaßen mit Ablehnung und Bewunderung zu rechnen hatte. Aufmerksamkeit war ihm und seinem Thema jedenfalls gewiß: „Des großen Andrangs wegen“²⁴ begaben sich die Historiker vom Auditorium Maximum, wo sie die anderen Vorträge gehört hatten, in die Universitätsaula.

*

Vom Thema und von der Art ihrer Präsentation her waren die Vorträge, die vor dem Auftritt Ernst Kantorowicz' gehalten worden waren, nicht spektakulär und nicht aufregend gewesen, öffentlich diskutiert wurden sie bis auf eine Ausnahme nicht²⁵. So klang denn auch das Resümee von Fritz Friedrich, dem Herausgeber von „Vergangenheit und Gegenwart“, nicht gerade enthusiastisch: „In wissenschaftlicher Hinsicht stand der Hallische Historikertag auf bemerkenswerter Höhe. Man darf sagen, daß kein einziger Vortrag enttäuscht hat, einige hervorragend waren.“ Vorgetragen hatten im Fach Alte Geschichte Richard Laqueur, Gießen, über „Das Kaisertum und die Gesellschaft des Römischen Reiches“, Herbert Koch, Leipzig, über „Spätantike Kunst“, Wilhelm Weber, Halle, über „Die Vereinheitlichung der religiösen Welt“. Zur Geschichte des Mittelalters hatte Georg Weise, Tübingen, über „Das Schlagwort vom gotischen Menschen“ referiert, Peter Rassow, Breslau, „Die Politik des Konstanzer Vertrages von 1153“ erörtert und Richard Koebner, Breslau, über „Staatsbildung und Städtewesen im deutschen Osten“ gesprochen²⁶.

Nach dem Beitrag von Ernst Kantorowicz, der von den meisten Zuhörern und Berichterstattern als der Höhepunkt des Historikertages

23) Brief von Fedor Schneider an Albert Brackmann vom 16. März 1930, Nachlaß Brackmann (wie Anm. 14) Bl. 88.

24) Bericht (wie Anm. 1) S. 25.

25) Dem Vortrag von Richard Koebner (Breslau) folgte eine Diskussion. Die Vorträge werden kurz referiert in dem Bericht (wie Anm. 1), S. 13–31. S. hierzu auch Peter Schumann, Die deutschen Historikertage von 1893 bis 1937. Die Geschichte einer fachhistorischen Institution im Spiegel der Presse, Phil. Diss. Marburg/L. (1974) S. 370–394.

26) Fritz Friedrich, Historiker- und Geschichtslehrertagung in Halle, in: Vergangenheit und Gegenwart 20 (1930) S. 319.

erlebt wurde²⁷, hielt noch Hermann Oncken, Berlin, seinen vielbeachteten und eindrucksvollen Vortrag „Der geschichtliche Charakter der Reichsgründung Bismarcks“, der die „andächtigen Zuhörer“ in „eine höhere Sphäre versetzte“²⁸. Danach sprach Archivrat Paul Wentzcke, Düsseldorf, über den „Ruhrkampf als geschichtliches Erlebnis“, und das letzte Thema war „Katholizismus und Protestantismus im 16. Jahrhundert“, über das Karl Brandi, Göttingen, referierte.

Aufsehen erregte Ernst Kantorowicz nicht nur mit seinem polemischen und pointenreichen Vortrag – die Art seines Auftretens, seines Redens und seine Kleidung wirkten in diesem Kreis etablierter Professoren und ehrenwerter historisch Gebildeter sensationell und irritierend. Nur so erklärt es sich, daß einige Berichterstatter ungewöhnliche Worte für die Wirkung des jungen „Außenseiters ohne Amt und Würden“ fanden, dessen ganz unbürgerlicher und weltmännischer Habitus²⁹ hier besonders hervorstach. So heißt es in der Berliner Zeitung „Der Tag“ zum Beispiel: In die „scharfsinnigen Vorträge zünftiger Universitätshistoriker schneite gewissermaßen ein Outsider hinein: der Verfasser einer vielbesprochenen Biographie des Hohenstaufenkaisers Friedrich II.“³⁰ Heinrich Mühsam hielt es in der „Vossischen Zeitung“ für angebracht, Ernst Kantorowicz vorzustellen als „schlanken jungen Herrn in gewählter Kleidung, die zwischen Eleganz und Würde eine Art diplomatischer Mitte hielt“ oder als einen „historischen Ästhetiker um Stefan George“, der, angetan „mit hellgrauer Weste und schwarzem Plastron, aktuelle Programmreden“ hielt³¹.

So ungewöhnlich wie der Mann, so ungewöhnlich wirkte auch sein Vortrag. Die Urteile reichen von „geistreich“ über „geistreichelnd“ bis hin zu „peinlich“ – ungeteilte Zustimmung hat Ernst Kantorowicz bei

27) So zum Beispiel Heinrich Mühsam in der Vossischen Zeitung vom 29. April 1930, Nr. 102, Postausgabe, Beilage „Das Unterhaltungsblatt“, Nr. 99, unter dem Titel „Historische Mythenschau. Die Geschichtsforscher tagen“; ähnlich der Autor des Berichtes in der „Germania“ vom 6. Mai 1930, Ausgabe A, Morgenausgabe, oder auch Siegmund Neumann in den Sozialistischen Monatsheften 36. Jg., Bd. 71 (1930) S. 613.

28) So schreibt Archivrat Jean Luvès in der Neuen Preußischen Kreuz-Zeitung vom 27. April 1930, Nr. 120, Ausgabe B.

29) So charakterisiert prägnant und zutreffend Oswalt von Nostitz den jungen Historiker, den er im Herbst 1927 in Rom kennengelernt hatte, in: Oswalt von Nostitz, Meine Beziehung zu Ernst Kantorowicz. Unveröffentlichtes Manuskript, 1991, das mir der Autor freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

30) „Der Tag“ vom 30. April 1930, Nr. 103.

31) Mühsam (wie Anm. 27).

keinem Berichterstatter oder Kommentator gefunden³². Polemische „Verrisse“ wie die von Albert Brackmann („Pretiösenum und... Schwulst von Menschen, mit denen die Phantasie durchgeht“)³³ oder des Anonymus in der Zeitschrift „Der Ring“ bilden die Ausnahme³⁴. Bei letzterem heißt es, der Redner habe sich damit begnügt, „vor dem Forum der deutschen Historiker mit der ganzen Apparatur der für uns interessanten, aber gewiß ebenso selbstverständlichen Methoden und Thesen zu spielen, um, als Mann ‚ohne Amt und Würden‘, die Zunftzugehörigkeit zu erwerben bzw. sein Recht darauf zu verteidigen. Ein peinlicher Eindruck! Ein George-Schüler, angetan mit der Montur dieses von dem Dichter wie von keinem anderen sonst in seiner Nichtigkeit durchschauten liberalen Säkulums.“

Robert Holtzmann wertete gegenüber Albert Brackmann den Vortrag als „völlige Niete“³⁵. Die – ungedruckte – Invektive Rudolf Borchardts („Pseudognostische Geschichtsschreibung“) setzte sich nicht eigentlich mit Ernst Kantorowicz' Rede auseinander, sondern nahm sie zum Anlaß, gegen die Geschichtswerke des George-Kreises überhaupt zu polemisieren, aus deren innerstem Wesen, nämlich „Georges Schulgnostik“, „nicht das Abendland redet und freilich auch nicht das Morgenland, sondern das depravierte Chaos aus dem zusammenspülenden Abfall beider“³⁶.

Mögen diese und andere Angriffe auf Ernst Kantorowicz heute ungerechtfertigt oder übertrieben erscheinen, so verrät ihre Heftigkeit zumindest so viel, daß der „Außenseiter“ in manchen Punkten doch den Nerv der Dinge getroffen hatte.

*

32) Eine Zusammenfassung wichtiger Reaktionen auf Kantorowicz' Vortrag findet sich bei Grünewald (wie Anm. 3) S. 97–101.

33) Albert Brackmann, Richard Konetzke, Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Zwei Erwiderungen, in: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 30. April 1930, Nr. 197–198, Reichsausgabe.

34) Anonym, „Schöpferische“ und „verantwortliche“ Geschichtsschreibung, in: Der Ring 3. Jg., Heft 18 (1930) S. 237.

35) Brief an Albert Brackmann vom 2. Mai 1930, Nachlaß Brackmann (wie Anm. 14) Bl. 89.

36) Rudolf Borchardt, Pseudognostische Geschichtsschreibung (1930); der Aufsatz war zur Veröffentlichung im „Ring“ vorgesehen, ist aber nie erschienen. Erstdruck in: Gesammelte Werke in Einzelbänden, Prosa 4 (1973) S. 292–298, das Zitat auf S. 297. – Zu der überraschenden Nähe von Ernst Kantorowicz und Rudolf Borchardt in ihrer Beurteilung der römischen Antike und ihrer Bedeutung für die Deutschen s. Gustav Seibt, Römisches Deutschland. Ein politisches

Zwei der wichtigen Punkte seines Vortrages bedürfen des Kommentars; sie waren schon den Zeitgenossen nicht verständlich oder in ihrer tieferen Bedeutung nicht klar.

Der eine Punkt ist die Behauptung der Wesensverwandtschaft von positivistischer Geschichtsforschung und Historischer Belletristik³⁷. Die als Gedankenartistik nicht uninteressante Gleichsetzung – beide wenden sich an ein internationales Publikum, beider Methode ist analytisch, beider Haltung ist nicht „national“, sondern „kosmopolitisch“ – läuft auf reine Polemik hinaus, und die Behauptung, „freies Künstler-tum und freies Gelehrtentum schreiten heute schon deutlich sichtbar Hand in Hand, wie man ja auch schon allenthalben historische Forschung und historische Belletristik trotz ihrer Feindschaft als Wechselbegriffe versteht“³⁸, kann man nur als aggressive *idée fixe* des George-Kreises begreifen, aber nicht entschuldigen³⁹. Vielleicht wollte Ernst Kantorowicz mit dieser Gleichsetzung die – ebenso polemische – Entgegensetzung Brackmanns parieren, der in seiner Rezension des Friedrich-Buches geschrieben hatte: „Denn nicht in der ‚historischen Belletristik‘ eines Emil Ludwig liegt die Gefahr, sondern in diesem auf ernster Forschung beruhenden Versuch [von Ernst Kantorowicz – E. G.],

Motiv bei Rudolf Borchardt und Ernst Kantorowicz, in: *Sinn und Form. Beiträge zur Literatur* 46 (1994), S. 61–71.

37) S. unten S. 121 ff.

38) Ebd., S. 121.

39) S. Gr ü n e w a l d (wie Anm. 3) S. 93 f. Diese *idée fixe* findet sich zum Beispiel schon 1924 bei Friedrich G u n d o l f, *Caesar. Geschichte seines Ruhms* (1924), wo es S. 265 heißt: „Die stoffsammelnde Fachforschung und die beziehungslose Belletristik, die objektive Wissenschaft und die Parteischreiberei hatten in den Jahrzehnten des Historismus gleicherweise die seelischen Bindungen zur Geschichte verloren, die sie behandelten (...). Sie fühlten sich pflichtig vor ihren Lesern, aber nicht vor ihren Helden.. sie ehrten die wahllose Wahrheit, nicht die wesensvolle Wirklichkeit.“ Zu dem literatur- und wissenschaftsgeschichtlich sowie politisch hoch interessanten Komplex der Historischen Belletristik gibt es jetzt die umfangreiche Studie von Christoph G r a d m a n n, *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik*, Frankfurt, New York 1993. Gradmann irrt sich aber gründlich und hat von Kantorowicz' Polemik nicht viel begriffen, wenn er ihn in die Phalanx der „rabiaten ‚zünftigen‘ Kritiker der ‚historischen Belletristik‘“ einordnet und ihn mit Otto Forst de Battaglia, Wilhelm Schüller oder Otto Westphal gleichstellt (S. 209). Ein neueres, ausgewogenes Resümee der Auseinandersetzung um die Historische Belletristik gibt Eberhard K o l b, „Die Historiker sind ernstlich böse.“ Der Streit um die „Historische Belletristik“ in Weimar-Deutschland, in: *Liberalitas. Festschrift für Erich Angermann zum 65. Geburtstag*, hg. von Norbert F i n z s c h und Hermann W e l l e n - r e u t h e r (1992) S. 67–86.

unsere Wissenschaft statt auf Arbeitshypothesen auf Dogmen zu gründen“⁴⁰. Verständnis hat Ernst Kantorowicz jedenfalls für seine abenteuerliche Konstruktion nirgendwo gefunden.

Des Kommentars bedarf ferner der Schluß des Vortags, der auch die wichtige Antwort auf die „Frage nach dem wissenschaftlichen Wert der historischen Werke aus der George-Schule“ gibt⁴¹.

Die „große Gefahr“, so Ernst Kantorowicz, für die *Geschichtsschreibung*, die „ihrem Wesen nach und als Kunst durchaus zur Nationalliteratur“ gehöre und insofern ein Gegengewicht zur analytischen, kosmopolitischen *Geschichtsforschung* bilde, liege nicht in dem „Vernachlässigen der nationalen Aufgaben und dem Verlust des Anschlusses an die Zeit“ – dem abzuhelfen sei es nicht zu spät. Die große Gefahr sieht Ernst Kantorowicz vielmehr im „Infragestellen überhaupt des nationalen Moments als Impuls der Geschichtsschreibung, worunter natürlich weder nationalistisches Gepoltere noch vaterländische Schönfärberei zu verstehen ist. Was ich meine, ist das bruchartige Auseinanderfallen von Nationalgefühl und Wahrheitsgefühl“⁴². Die Werke der großen deutschen Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts zeichne die Einheit von National- und Wahrheitsgefühl aus, insofern sie „insgesamt getragen waren von dem beschwingenden, ja fanatischen Glauben an die auch damals, wenngleich längst nicht wie heute bedrohte Nation“⁴³. Die Geschichtsschreibung der Gegenwart aber sei bestimmt durch die „quälende und lähmende Diskrepanz zwischen dem Dienst an der Wahrheit und dem Dienst an der Nation“. Das Bewußtsein, daß die „Wahrheit nur *in* der Nation“ liege, sei abhanden gekommen, und die positivistische Geschichtsforschung habe dies nicht nur zugelassen, sondern geradezu sanktioniert, „bis endlich noch Höheres in Gefahr geriet als die bloße wissenschaftliche Wahrheit: die Wahrheit der Nation selbst, gefährdet durch den Zweifel an der Nation“⁴⁴. Auf einem durch diesen Zweifel erodierten Boden habe zwar noch „das Gewächs der historischen Belletristik wuchern, aber nicht die Geschichtsschreibung gedeihen (können), weil ihr als Kunst nicht der Zweifel, sondern nur der Glaube die Aufgaben stellen und mit der Selbstsicherheit den eigenen festen Standpunkt geben“ könne⁴⁵.

40) Brackmann, Kaiser Friedrich II. (wie Anm. 3) S. 548.

41) S. unten S. 125 ff.

42) Ebda., S. 123.

43) Ebda.

44) Ebda., S. 124.

45) Ebda.

Nach den Erschütterungen, die der Weltkrieg ausgelöst habe, seien die Zweifel an der Nation nur verstärkt worden, bis endlich jener neue Impuls der Geschichtsschreibung wieder die Aktivität, die Beschwingtheit verlieh, „die ihr ehemals eignete“. Dieser Impuls sei aus der Dichtung Stefan Georges gekommen, aus dem „anscheinend völlig irrationalen Glauben an eine noch zu lösende Aufgabe innerhalb Deutschlands und der Deutschen selbst“⁴⁶. Es sei der Glaube an die Verheißung, die Friedrich Schiller in seinem Fragment „Deutsche Größe“ (1809) ausgesprochen hatte: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“⁴⁷

Der „Glaube an den Tag des Deutschen, an den Genius der Nation“ begründe den Wert der historischen Werke aus der George-Schule: „Dieser Glaube ist das freilich nicht von der Wissenschaft, sondern von der Dichtung überkommene Dogma, das alle Werke dieser Schule beherrscht und bestimmt und das von der sonst doch so fein analysierenden Wissenschaft kaum jemals erkannt worden ist. Denn nicht, wie man so gern glauben möchte, ein ästhetisches oder phänomenologisches oder sonstiges Dogma waltet hier, sondern es ist lediglich das Dogma von der würdigen Zukunft der Nation und ihrer Ehre, von dem diese Werke getragen sind.“⁴⁸

Und mit sicherer Pointe schließt Ernst Kantorowicz seinen Vortrag, indem er diesen Glauben, dieses Dogma als Grenzlinie zu jeder anderen Wissenschaftsgesinnung markiert: „Nur da kann die George-Schule die Ziele der Wissenschaft den eigenen gleichsetzen und mit der gewohnten Hingabe der Wissenschaft dienen, wo diese gewillt ist, die Kluft zwischen Wahrheit und Nation zu schließen, und eindeutig, mit vollem Bewußtsein und innerster Berechtigung als Losung der Monumenta auf ihre Fahnen setzen darf: *Sanctus amor patriae dat animum*.“⁴⁹

Wie ist diese Diagnose vom „Auseinanderfallen von Nationalgefühl und Wahrheitsgefühl“ in der deutschen Geschichtswissenschaft, wie ist die Vorstellung von der „Wahrheit nur in der Nation“ zu verstehen, und was bedeutet die Verpflichtung, die „Kluft zwischen Wahrheit und Nation zu schließen“?

Die veröffentlichten Reaktionen auf Ernst Kantorowicz' Vortrag und auf diese entscheidenden Aussagen lassen erkennen, daß man ihre

46) Ebda.

47) Ebda., S. 125. Friedrich Schiller, Sämtliche Gedichte, hg. von Jochen Golz (21992) S. 556 ff.

48) S. unten S. 125.

49) Ebda.

Bedeutung nicht begriff. An die Nation und ihre Ehre zu glauben, war – zumal für deutsche Historiker – kein Problem. Weshalb also die Emphase? „Dergleichen Allgemeinheiten zu bekennen ist jeder Deutsche, jeder unserer Historiker imstande und bereit. Ist das nicht auch das bekannte Ethos aller Ministerreden?“, fragte der kluge Anonymus in der Wochenzeitschrift „Der Ring“, der eigentlich „ein klares und bestimmtes Bekenntnis zu dem ‚Neuen Reich‘“ Stefan Georges von Ernst Kantorowicz erwartet hatte⁵⁰.

Wie, wenn Ernst Kantorowicz mit dieser oben zusammengefaßten Diagnose, dieser Verpflichtung genau dieses Bekenntnis – wenngleich verschlüsselt – abgelegt hätte?

In der Mitte der letzten großen Gedichte des George-Bandes „Das Neue Reich“ steht das Gedicht „Das Geheime Deutschland“, dessen Titel zugleich Synonym für den George-Kreis war. Im November 1933, dreieinhalb Jahre nach seinem Vortrag in Halle, zehn Monate nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, hielt Ernst Kantorowicz eine letzte große Vorlesung an der Frankfurter Universität, ein Akt des geistigen Widerstandes gegen den Ungeist des „Dritten Reiches“, Thema: das „Geheime Deutschland“⁵¹. Aus einigen – hier in aller Kürze wiedergegebenen – zentralen Stellen dieser Vorlesung fällt Licht auf die oben referierten erklärungsbedürftigen Passagen des Haller Vortrags.

Danach ist der „innerste wesenhafte Kern der Nation“ im „Geheimen Deutschland“ geborgen, und der wahre „Glaube an die Nation“ ist der Glaube an das „Geheime Deutschland“. Dieses ist „die geheime Gemeinschaft der Dichter und Weisen, der Helden und Heiligen, der Opfrer und Opfer, welche Deutschland hervorgebracht hat und die Deutschland sich dargebracht haben... die Gemeinschaft derer, die – obwohl bisweilen fremd erscheinend – dennoch allein das echte Antlitz der Deutschen erschufen. Es ist also ein Götterreich wie der Olymp, ist ein Geisterreich wie der mittelalterliche Heiligen- und

50) A n o n y m (wie Anm. 34) S. 337. Unter dem „Neuen Reich“, zugleich Titel des letzten von George veröffentlichten Gedichtbandes, ist hier eine von den Anschauungen des George-Kreises geprägte neue Staats- oder Gesellschaftsform zu verstehen.

51) S. hierzu Eckhart Grünewald, „Übt an uns mord und stärker blüht was blüht!“ Ernst Kantorowicz spricht am 14. November 1933 über das „Geheime Deutschland“. Vortrag, gehalten auf dem Ernst-Kantorowicz-Symposium in Frankfurt am Main (Dezember 1993), erscheint zusammen mit den anderen Vorträgen des Symposiums, voraussichtlich 1996.

Engelsstaat, ist ein Menschenreich wie Dantes als ‚humana civilitas‘ erschaute Jenseitswelt der drei Bezirke... es ist die in Stufen und Ränge geordnete Heroenwelt des heutigen, des künftigen und des ewigen Deutschland“⁵².

Vor diesem Hintergrund wird die Koppelung von Wahrheit und Nation verständlich, da – nach den Vorstellungen Georges und seiner Schüler – im „Geheimen Deutschland“ als Kern der Nation unverfälscht die Gesamtheit aller menschlichen Kräfte und Gestalten aufgehoben ist. „Dienst an der Nation“ als Dienst am „Geheimen Deutschland“ wird daher zum „Dienst an der Wahrheit“: „Gemäß den Verheißungen der Früheren“ lehrte Stefan George, „daß wie einst Hellas auf engstem Raum so dereinst Deutschland auf eigenem Raum wiederum das Gesamt aller urmenschlichen Gestaltungen und Kräfte erstehen lassen werde. Den zum Bau jedes Kosmos notwendigen Gestalten- und Kräftereichtum, ... diesen Reichtum an menschlichen Urartungen wußte George in Deutschland – im ‚geheimen Deutschland‘ vorhanden, wenn man nur die Geheimnisvollen entdeckte und ihr Geheimnis fruchtbar zu machen verstand. Wie also Hellas – um hier eine vereinfachende Formel zu bringen – in dem Gesamt seiner Götter gleichsam den Makro-Anthropos schlechthin ahnen ließ, so erstünde dieser Makro-Anthropos deutscher Prägung wieder in dem Gesamt der durch das ‚geheime Deutschland‘ gebannten Gestalten und Kräfte und ihrer Einwirkung auf das sichtbare Reich“⁵³.

Wer das Wesen des „Geheimen Deutschlands“, das nichts mit dem Deutschen Reich der Weimarer Zeit, am allerwenigsten mit dem Dritten Reich zu tun hatte, einmal erschaut habe, sei darauf „auch verpflichtet wie der Soldat auf die Fahne“⁵⁴. Aus dieser Verpflichtung strömt letztlich der Glaube an die „würdige Zukunft der Nation und ihrer Ehre“ wie es in der Haller Rede am Ende heißt.

Da dieser Glaube das Fundament der wissenschaftlichen historischen Werke aus dem George-Kreis sei, könne die Kluft zur aktuellen Geschichtswissenschaft in Deutschland nur dann geschlossen werden, wenn letztere sich – wieder – zu der Losung der Monumenta bekenne, aus der dieser Glaube spreche. Sie müsse zurückfinden zu dem, was schon immer die Autoren des George-Kreises beflügelte: *amor patriae* – zu verstehen als Liebe des „Geheimen Deutschlands“.

52) Ernst Kantorowicz, Das geheime Deutschland. Manuskript aus dem Nachlaß im Archiv des Leo Baeck Institute, New York, Ernst H. Kantorowicz Collection, AR 7216, Box 2, Folder 1, Nr. 7, S. 4.

53) Ebda., S. 8 f.

54) Ebda., S. 16.

Edition:

Ernst Kantorowicz, Grenzen, Möglichkeiten und Aufgaben der Darstellung mittelalterlicher Geschichte¹

Meine Damen und Herren!

Das heikle Thema, über das ich heute vor Ihnen zu sprechen die Ehre habe, ist nicht ganz aus freien Stücken gewählt. Ursprünglich hatte ich dem Veranstalter des heutigen deutschen Historikertages, Herrn Professor Holtzmann, dem ich allen Dank dafür weiß, mich als Außenseiter ohne Amt und Würden zu diesem Vortrag aufgefordert zu haben, ein rein fachwissenschaftlich historisches Thema genannt, um mich dem allgemeinen Rahmen nach Möglichkeit einzupassen. Wenn ich später dieses Thema geändert habe, so deswegen, weil inzwischen der unselige Methodenstreit, die Frage also: wie schreibt man Geschichte und wie darf man Geschichte nicht schreiben, auch auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte wieder entfacht worden ist und, wie nicht anders zu erwarten, sofort mit Stichflammen hochschlug. Zu dieser Frage heute Stellung zu nehmen, hielt ich umsomehr für meiner angemessen, als es ja auch meine Arbeit über Kaiser Friedrich II. gewesen ist, die unter anderem den Anlaß zu dieser erneuten Diskussion abgab.

Selbstverständlich kann es nicht im entferntesten meine Absicht sein, weder die eigne Arbeit verteidigen noch die eigne Methode anpreisen zu wollen. Ebensowenig ist mir daran gelegen, etwa meinerseits gegen die positivistische Methode als solche zu eifern, für die

1) Vortrag, gehalten am 24. April 1930 auf der 17. Versammlung Deutscher Historiker zu Halle an der Saale. – Der Abdruck erfolgt nach dem Manuskript, das sich im Nachlaß von Ernst Kantorowicz im Leo Baeck Institute, New York, Ernst H. Kantorowicz Collection, AR 7216, Box 2, Folder 1, Nr. 6, befindet. Die Rechtschreibung wurde den heute üblichen Regeln angepaßt. Ralph E. Giese, dem Erben des wissenschaftlichen Nachlasses, Schüler und Freund von Kantorowicz, ist für die großzügige Erlaubnis, den Vortrag erstmals vollständig zu publizieren, herzlich zu danken.

man mir ja sogar eine stille Liebe nachgerühmt hat². Kein Verständiger wird ernsthaft bestreiten, daß moderne Geschichtsforschung gar nicht anders arbeiten kann und darf als grundsätzlich positivistisch und voraussetzungslos objektiv. Wenigstens annähernd! Denn ganz ist ja dieses Ziel nie zu erreichen. Schon der bloße Index eines beliebigen Quellenwerkes, soll er nicht zur Konkordanz sämtlicher vorkommenden Worte anschwellen, wird notwendig in bezug auf die getroffene Auswahl so viele außerwissenschaftliche, d. h. zeitbedingte und subjektive Elemente aufweisen, daß man darin dem Philosophen wird beipflichten müssen, der im Verlaufe des Wissenschaftsstreites zu der naheliegenden Erkenntnis gelangt ist, daß alle Geisteswissenschaften gebunden sind an den geistigen Gehalt der Zeit, in der sie entstehen, und daß alles geisteswissenschaftliche Verstehen gebunden ist an die geistige Weite und Reife des Forschers³.

Diesen Unvermeidlichkeiten zum Trotz besteht dennoch für die Geschichtsforschung das positivistische Postulat zu vollem Recht. Aber – so wird man fragen müssen – gilt das Gleiche auch für die Geschichtsschreibung? Ist auch für sie die gleiche methodische Fragestellung zu heischen wie für die Forschung? Hier tritt die ganze Problematik dessen zutage, daß man Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in einer Zeit, als dies noch möglich war, unter dem Oberbegriff der Geschichtswissenschaft zusammengefaßt und demzufolge beide dem gleichen Gesetz zu unterwerfen versucht hat. Wie wenig aber ein solches Verfahren angeht, erweist bereits die Besinnung an das für die wissenschaftliche Forschung unentbehrliche statistische Prinzip der *Vollständigkeit*, welches übrigens sofort zu einer wichtigen Distinktion führt. Nämlich: daß man notwendig unterscheiden muß zwischen der beweisführenden, Tatsachen sammelnden, untersuchenden Darstellung und der eigentlichen Geschichtsschreibung, die nicht beweist und untersucht, sondern Bilder gibt und erzählt: *scribitur ad*

2) Kantorowicz spielt hier auf eine Stelle in Albert Brackmanns „Nachwort“ an: „Denn in Kantorowicz steckt doch zugleich ein ‚Positivist‘, der sein Buch durch gründliches Quellenstudium unterbaut hat und der seit geraumer Zeit eine stille Liebe zu dem Arbeitskreis der *Monumenta Germaniae historica* bekundet, so daß noch gar nicht abzusehen ist, ob er am Ende seiner Entwicklung bei Stefan George oder bei Paul Kehr stehen wird.“ In: HZ 141 (1930) S. 477 f. Zu der Kontroverse Kantorowicz–Brackmann s. oben S. 90 ff.

3) Gemeint ist sehr wahrscheinlich Eduard Spranger, Der Sinn der Voraussetzungslosigkeit in den Geisteswissenschaften, SB Berlin 1 (1929) S. 2–30. Wieder in: Gesammelte Schriften Bd. 6, hg. von Hans Walter Bähr u. a. (1980) S. 151–183.

narrandum non ad probandum. Denn während jene Art der beweisführenden Darstellung wie in allen Stücken so auch in Hinblick auf die Vollständigkeit den gleichen Forderungen und Fragestellungen untersteht wie die Forschung selbst, *kann* die Geschichtsschreibung gar nicht anders verfahren als auswählend, nur mit „spitzem Finger“ arbeitend, wenn sie nicht in einer annalistischen Wiedergabe des Gesamtstoffes nach Art der „Jahrbücher der deutschen Geschichte“ ihre Zielsetzung sieht. Schon durch diesen Verzicht auf die absolute Vollständigkeit fiele also die Geschichtsschreibung – streng genommen – nicht mehr unter den Begriff der Geschichtswissenschaft.

Statt der Gemeinsamkeit der beiden Gebiete wäre also – was von wissenschafts-radikaler Seite auch bereits geschehen ist – eher die unbedingte Trennung zu fordern, und dies zunächst im Interesse der Wissenschaft selbst. Denn obwohl die Geschichtsschreibung selbstverständlich auf umfassendsten, sorgfältigsten Forschungen beruhen soll, so hat doch die Forschung, wie sie heute ist, *tatsächlich* durchaus nicht zum Ziel, unbedingt in die Geschichtsschreibung einzumünden und erst in ihr die eigene Vollendung zu sehen, sondern sie ist – wie die zahllosen Forschungsinstitute aller Länder zeigen – ihrem Anspruch nach als wissenschaftlicher Großbetrieb durchaus *eigenen* Rechts, mit eigenem internationalen Geltungsbereich, eigenen Aufgaben und eigenen Zielen. Die teils in Kämpfen erstrittene, teils zwangsläufig gewonnene Autarkie der internationalen Forschung aber wäre völlig dahin, das Nietzsche-Wort vom „Kärnerdienst“ sogar seitens der Forschung anerkannt, wenn sie sich selbst auf die Geschichtsschreibung relativierte. Die Lage der Forschung aber ist heute doch die, daß sie zwar in die Geschichtsschreibung einmünden *kann*, aber nicht *muß*, und daß sie es – heute wenigstens – gewiß nicht als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet, sich dienend in der Geschichtsschreibung zu erfüllen, sondern in sich selbst.

Auf der anderen Seite sind die Bedenken gegen die Sphärenvermengung nicht minder groß. Einmal verführte der Begriff der Geschichtswissenschaft dazu, allen Ernstes von einer „Maschinenschönheit“ der Historiographie zu träumen, indem man die untersuchende stoffsammelnde Darstellung schon als Geschichtsschreibung ansah. Eine andre Gefahr aber bestand darin, daß die Geschichtsschreibung durch die hier gänzlich unangebrachten Postulate der Forschung einfach gelähmt wurde. Denn in dem krampfhaften Bestreben, die Historiographie eindeutig zur *Geschichtswissenschaft* zu machen, vergaß man allzu sehr, daß ja die Geschichtsschreibung im höheren Sinne –

anders als die Wissenschaftsliteratur – unbedingt zur *Nationalliteratur* eines Volkes gehören sollte und vor allem: auch eine *Kunst* sei. Dieser Gedanke war den großen Historikergenerationen des vorigen Jahrhunderts – Ranke, Droysen, Giesebrecht, Sybel, Mommsen, Treitschke – noch *sehr* wohl vertraut. Heute jedoch im Zeitalter der Regesten, obwohl an den einstigen Zusammenhang der Geschichtsschreibung mit den Musen wenigstens die Zeitschrift „Klio“ noch von fern erinnern könnte, enthält es geradezu einen scharf tadelnden und ablehnenden Akzent, ein Geschichtswerk als Kunst zu bewerten.

Ich bin mir durchaus bewußt, daß ich mit der Hervorhebung dessen, daß die Geschichtsschreibung eine Kunst sei, allen denen nur entgegenkomme, die von jeher den Standpunkt vertraten, Geschichtsschreibung sei eigentlich keine reine Wissenschaft, sondern, da sie auf einer Konzeption beruhe, schon halbe Kunst. Bei dieser im politischen Leben gar nicht seltenen Übereinstimmung gerade der extremen Flügel könnte sich jede Diskussion hier erübrigen, wenn nicht die philologisch-positivistische Forschung immer wieder mit dem Anspruch aufträte, aus sich heraus selbst eine Geschichtsschreibung hervorzubringen und demgemäß der Geschichtsschreibung die Gesetze diktieren zu dürfen. Denn anstatt, wie es der spezifisch amüsischen, ja oft gewollt antimüsischen Gesamthaltung der philologisch-positivistischen Geschichtswissenschaft nur entsprochen hätte, sich von der wirklichen Geschichtsschreibung endgültig abzusetzen, trachtete man, ihr doch wieder beizukommen und sie an einem Gewandzipfel noch festzuhalten, indem man die Wissenschaft ins „Künstlerische“ zu erheben suchte – ein seit langem total verwaschener, ästhetisch-verantwortungsfreier Begriff, der zu nichts verpflichtete, wohl aber – wie man gerade jüngst mit Nachdruck betonte – die Wissenschaft verbastardierte. Die Geschichtsschreibung aber ließ sich auf diese Weise weder hervorbringen noch einfangen; denn sie ist keineswegs „künstlerisch“, sondern eine *Kunst* – und zwar ihrem ganzen Aufbau nach, wie Schelling in nicht zu übertreffender Weise dargelegt hat, nächstverwandt der epischen und dramatischen Kunst, von der sie sich dadurch unterscheidet, daß sie an die Tatsachen und Wirklichkeiten streng gebunden ist. Als Kunst aber ist die Geschichtsschreibung gewiß nicht unverpflichtend-anmutig, sondern ebenso tiefernst und leidenschaftlich wie verantwortungsvoll und menschlich wahr. Diesem Übergriff des Positivismus auf das Gebiet der Kunst zu begegnen wird es nun wichtig sein, einige tief eingewurzelte und dominierende Fragestellungen der heutigen Geschichtswissenschaft zu beleuchten, sie auf ihre Grenzen hin zu prüfen

und zugleich zu den Möglichkeiten der Geschichtsschreibung als Kunst in Beziehung zu setzen.

Wenn wir versuchten, von einem Standpunkt der strengsten Observanz aus die Grenzen der historischen Erkenntnis zu bestimmen, so lägen diese zunächst bei den sozusagen mit der Hand, nötigenfalls mit der Pinzette zu fassenden Tatsachen, worunter aber keineswegs zu verstehen ist, was Menschen vergangener Zeiten *gewollt*, sondern nur was sie *getan* haben. Geht man *keinen* Schritt weiter, so wäre der Idealfall dann der, daß nach Bereitstellung des ganzen Materials die – wie man sagt – gesicherten Tatsachen chronologisch aneinander gereiht würden, und damit wäre tatsächlich der rein historische Sachverhalt für alle Zeiten festgestellt. Jeder neue Fund, jede neue Einsicht wäre jeweils etwa durch Deckblätter leicht zu korrigieren. Ich gebe zu, daß diese Perspektive etwas Bestechendes hat: der künftige Historiker wäre *nur* mehr Registrator, die Weltgeschichte aber ihren Tatsachen nach stets auf der Höhe der Forschung. Wofür?

Diese Frage ist voreilig; denn hier schon würde sich doch der Historiker melden und sagen: „Mit Erkenntnis der einzelnen Tatbestände ist die Aufgabe nicht erschöpft. Das historische wie jedes andere Wissen wird zur Wissenschaft erst durch die Erfüllung der Forderung: *rerum cognoscere causas*.“ So wenigstens meinte Sybel, damals schon längst Leiter der Staatsarchive in Berlin. Gegen Sybel wird zwar jeder von uns einen Einwand haben. Als er promovierte, verteidigte er die These, daß der Geschichtsschreiber *cum ira et studio* schreiben müsse – darin übrigens mit Mommsen ganz einig. Der Privatdozent in Bonn veröffentlichte, als der Trierer Bischof für die Gläubigen die *inconsutilis tunica* ausstellte, eine Abhandlung: „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig anderen heiligen ungenähten Röcke“. Und sein kleindeutscher Standpunkt in der berühmten Kontroverse mit Ficker über „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“ ist auch nicht nach *meinem* Geschmack. Aber Sybels Geschichte des ersten Kreuzzugs mag noch heute als Schulbeispiel für eine gute historisch-kritische Methode gelten, und so können wir, wie ich glaube, uns in diesem Falle Sybel ruhig anvertrauen.

Den echten Historiker freilich wird hier zunächst gar nicht so sehr kümmern, was Sybel eigentlich gesagt hat, sondern nur die eine Frage beschäftigen: „Woher hat er das?“, womit er die geistige Herkunft des lukrezischen Satzes: *rerum cognoscere causas* meint. Und Sybel ist nicht der alte würdevolle Ranke, der auf eine entsprechende Frage hin einem Scherer das Fragen abschnitt mit den leicht indignierten Worten: „Ich

bin überhaupt viel originaler als Sie denken!“ – sondern Sybel kann seine Quelle nennen, wenigstens die ungefähre Provinienz: nämlich die auf dem Kausalitätsprinzip beruhende naturwissenschaftliche Richtung, mit der vor fast genau hundert Jahren die historische Schule sich verbündete, als sie gegen Hegels philosophische Schule kämpfte.

Man könnte an dieses Ereignis anknüpfen, beispielsweise ob in dieser Gigantomachie der Biedermeier- und Restaurationszeit die Historie nicht, einem Sankt Wolfgang ähnlich, den Teufel gerufen hat, um mit seiner Hilfe zur Wissenschaft zu werden, da sie ja ihrem Wesen nach eher die Mitte zu halten hatte zwischen den Wissenschaften vom reinen Stoff und vom reinen Geist. Oder wir könnten fragen, wieweit dieser Pakt schon durch die herderischen Entwicklungslehren vorbereitet war. Oder aber im Vorwärtsgehen den Fortschritt der Methodenfrage uns klarmachen, da doch seit dem Kampf der historischen mit der philosophischen Schule zahllose Kämpferpaare in den ständigen Ring des Methodenstreits kletterten: individualistische gegen kollektivistische, subjektive gegen objektive, deduktive gegen induktive, materialistische gegen idealistische Geschichtsschreibung, Wertfreiheit gegen Wertsetzung, alte Wissenschaft gegen neue, bürgerliche gegen proletarische Wissenschaft, Voraussetzungslosigkeit gegen Weltanschaulichkeit, und jetzt als jüngstes Paar: positivistisches Wissenschaftsideal gegen Mythenschau⁴. Aber so interessant alles das wäre: wir würden darüber ganz aus dem Auge verlieren, was Sybel eigentlich gesagt hat, weil wir uns darauf eingelassen haben, als Historiker statt die Sache selbst anzufassen, zunächst einmal zu fragen: Woher hat er das?

Diese Vorliebe des Historikers, auf Fakten stets zuerst mit der Woherfrage zu reagieren, ist jedoch für unser Thema von zu großer Wichtigkeit, als daß wir leicht darüber hinweggehen könnten. Denn neben der reinen Tatsachenfeststellung ist offenbar der sicherste Weg zur Erkenntnis der historischen Wahrheit die Feststellung des Woher. Das trifft für die Forschung auch weitgehend zu und mindestens als heuristisches Moment hat die Entwicklungslehre – denn auf ihrer Vorherrschaft in dem modernen Denken gründet ja zum guten Teil die Selbstzweckhaftigkeit der Woherfrage – wirklich ganz vorzügliche Dienste geleistet, indem jede Entdeckung zahllose von Neu-Entdeckungen nach sich zog. Aber gerade dadurch, daß die Anschauung vom ewigen Fluß der Dinge oder besser: von ihrer perennierenden Fortentwicklung schlechthin *die* Metaphysik des Zeitalters war, wurde

4) Siehe hierzu oben S. 90, Anm. 3.

die Woherfrage zeitweise so unglaublich überwertet, daß man kaum darauf verfiel, die Geschichte überhaupt noch nach andrem zu befragen. Auf Vorgänger und Vorläufer gab man viel mehr als auf die Gänger und Läufer selbst. Seit die Renaissance entdeckt war, suchte man deren Anfänge und kam bekanntlich auf zahllose von Früh-, Vor-, Proto-, Protissimo-Renaissancen, und neben der ottonischen und der karolingischen Renaissance zeigte sich als nicht minder bedeutend die von Byzanz und die Renaissance des Islams, ja in der Antike selbst fand man neben der schon vulgär gewordenen Renaissance des zweiten nachchristlichen die des ersten vorchristlichen Jahrhunderts. Das Gleiche bei der Betrachtung einzelner Persönlichkeiten. Erst dadurch – so hieß es – käme man zu der richtigen Bewertung dessen, was der Betreffende geleistet oder in der Wissenschaftssprache: an „Neuem“ dazugebracht hat, wenn man alle Quellen und Quellesquellen kenne, aus denen der Unselige geschöpft habe, und zur Erkenntnis des Ingeniums selbst verhalf die einfache Substraktionsaufgabe: Person minus Quellen gleich Ingenium. Ein beliebter Schluß solcher Untersuchungen war dann der: man habe den und den Menschen bisher gewaltig überschätzt; denn alles was er getan, sei schon von den Vorgängen vorbereitet gewesen und er habe nur fortgeführt, was jene begonnen, oder gar: er habe nur getan, was jene gedacht. Die Folge davon war, daß in der communis opinio der Vorgänger als der Eigentliche gewaltig im Kurs stieg, bis auch für diesen Eigentlichen die Vorläufer, von denen er abhängig, gefunden waren und so im Krebsgang fort in saecula saeculorum, bis eines Tages ein ganz Pfiffiger kam, aus den Zwischengliedern eine Art Katzentreppe bildete, auf der hinauf- oder heruntersteigend er erkannte, daß ganz ähnlich wie die deutschen Kaiser zur Krönung schon die Pharaonen in die Tempel schritten oder daß der Kuß, den Papst und Kaiser austauschten, als Ansatz schon im Gilgameschepos vorbereitet sei.

Neben diesem unruhvoll die Jahrtausende auf- und abjagenden Woherfrager findet man dann noch den gesetzteren, der nicht in die Ferne schweift, sondern sich gern an naher Quelle labt und sich bei der nächsten Antwort schon beruhigt. So wie der Fachmann, dem man ein selten schönes Stück Achat zeigt, einem sofort völlig richtig erklärt: „Kristallinische Kieselsäure SiO_2 !“ und damit den Achat beiseite legt, so erhielt man von diesem zweiten Woherfrager, wenn man ihn beispielsweise auf das Melchisedech-Königtum des dritten Innocenz ansprache, zur Antwort: „Beruht auf Genesis 14,18!“, und damit ist der Fall erledigt. Daß in neuerer Zeit den jeweiligen Modeströmun-

gen gemäß neue Arten von Woherfragern aufkamen, die das Woher im Milieu oder allerneuestens in einem Minderwertigkeitskomplex suchten, nimmt nicht wunder. Man selbst aber ist versucht zu fragen: Wohin? oder an die so gern zitierte Forderung zu erinnern, doch nur zu zeigen, wie es eigentlich *gewesen*, nicht wie es *geworden* ist.

Diese Art des haltlosen Woherfragens, die ebenso den Entwicklungsgedanken wie die große, der Quellenforschung zugrunde liegende Idee der Wahrheit unweigerlich zu Tode hetzt, bleibt selbstverständlich unanwendbar für eine *Geschichtsschreibung*, die Kunst ist und als solche sich Grenzen setzen muß, weil sie Bilder zu geben hat. Denn nichts ist so konturenverwischend und relativierend wie das stetige ein-lineare Fragen nach dem Woher – übrigens genau so grenzaufhebend und gestaltenauflösend wie das mittelalterliche Fragen nach dem Wohin, das schließlich nur noch im Totentanz seine Antwort fand. Auch der Hinweis auf die oft schönen und geistvollen ideengeschichtlichen Werke, die in bisweilen sehr nützlicher Weise ein Problem durch die Jahrhunderte verfolgen und an diesem Leitseil den geistigen Werdegang der Menschheit entwickeln, entkräftet das Gesagte nicht. Die Fragestellung ist auch hier letztlich die gleiche, des öfteren vereint mit dem Korrelat des Entwicklungsgedankens: dem des Fortschritts. Und doch sollte man sich immer vor Augen halten, welches Zeichen ungeheuren Verarmens und Kunstunvermögens es ist, wenn – wie mir vor vielen Jahren einer unsrer bekannten Historiker resigniert bewies – der heutige Geschichtsschreiber, sofern er ehrlich ist, keine erzählende Geschichte mehr schreiben könne, sondern nur noch Problem- und Ideengeschichte. Und das ist insofern auch richtig, als in Deutschland ein historischer Stil, der immer ein erzählender sein wird, als solcher aufgehört hat, und zwar schon seit langem, seit der geistige Nährboden von Klassik und Romantik ausgesogen war. Denn sieht man sich die Problem- und Ideengeschichten an, so bemerkt man, daß das eigentlich alles in den Geist projizierte und an einer Geistzündschnur durch die Jahrhunderte fortknatternde kleine Weltgeschichten oder Landes- oder Geistesepochengeschichten sind, denen allen versagt war, sich richtig und ruhig auch in die Breite, Höhe und Tiefe auszuwachsen. Dennoch: ihr großes Verdienst liegt einmal in der entschiedenen Stellungnahme gegen die mechanistischen und materialistischen Erklärungsweisen der Geschichte, dann aber darin, daß erst sie es ermöglichen, jener Forderung Humboldts an den Geschichtsschreiber gerecht zu werden: nämlich die Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen⁵.

Indessen soll mit dem Gesagten keineswegs etwa der Entwicklungsgedanke als solcher ausgeschlossen werden, am wenigsten soweit er im Gegenstand selbst liegt – wohl aber erfordert seine fast zur gedanklichen Alleinherrschaft gesteigerte Vorherrschaft eine gewisse Modifikation durch die Erinnerung daran, daß die historische Erscheinung ja nicht *nur* Nachfolgerin früherer und Vorgängerin späterer Entwicklungsstufen ist, sondern auch ihren *Eigenwert* hat, und zwar einen oftmals so bedeutenden Eigenwert, daß demgegenüber das Früher und Später fast irrelevant wird. Je nach der Wichtigkeit, die der Geschichtsschreiber – der Wahrheit seiner Weltsicht gemäß und gemäß der geistigen Zeitlage, in der er sein Werk schreibt – gerade diesem *Eigenwert* beimißt, wird er die *eine* Figur aus dem weltgeschichtlichen Fluß mehr herausholen, die andere wiederum mehr in ihn hineindrücken.

Diese Betonung des Eigenwerts einer Person, eines Volks, einer Epoche, einer Kultur bedeutet freilich die Einfügung eines wesentlich statischen Prinzips. Aber keinem wahren Geschichtsschreiber bleibt es erspart, will er die Geister über den fließenden Wassern der Weltgeschichte im Bild festhalten, sich den Raum hierfür zu schaffen, indem er an *einer* Stelle seinen Damm errichtet und die Wasser staut, d. h. er wird auf seine ureigenste Weise und seiner Überzeugung gemäß jene berühmte „Austreibung der Zeit aus der Geschichte“ vollziehen müssen. Auch Ranke hat diese Austreibung der Zeit vorgenommen und den sonst unfäßbaren Strom gleichsam zum Erstarren gebracht dadurch, daß er aus seiner spezifisch religiösen Einstellung heraus, sich gegen den Fortschritt wendend, erklärte: es würde eine Ungerechtigkeit Gottes sein, wäre eine Generation gleichsam mediatisiert nur die *Stufe* der folgenden und nicht selbst unmittelbar. Ich kann dieses ungemünzte wichtige Problem und seine Wandlungen bei den einzelnen Geschichtsschreibern hier nicht weiter verfolgen. Das Abstauen des historischen Stromes aber hat für den *heutigen* Geschichtsschreiber noch einen besonderen Sinn. Gewiß liegen Spannungen auch in der geradlinigen Strömung des Woher zum Wohin – die gewaltigsten Spannungen aber sammeln sich unter dem glatten Spiegel des Stausees, und ihre *ganze* Kraft macht erst die Talsperre faßbar und sichtbar.

Lassen Sie mich noch auf einem anderen Weg zeigen, welche Bedeutung den heute so vielfach beredeten „Spannungen“ für das Bildhaft-

5) Wilhelm von Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers (1821), in: Gesammelte Schriften Bd. 4, hg. von der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften (1905) S. 35–56.

werden der Geschichte zukommt, und wenden wir uns zurück zu dem Ausgangspunkt unserer Erörterung, dem *rerum cognoscere causas* – der Forderung also an den Geschichtsschreiber, neben der Tatsachenfeststellung auch den ursächlichen Zusammenhang der Dinge darzulegen. Es ist keine Frage, daß neben dem Gedanken der Entwicklung das Gesetz der Kausalität ein Elementarbegriff aller wissenschaftlichen Geschichtsbearbeitung ist und wohl auch sein wird. Beide gehören ja auch eng zusammen, indem beide in ganz ähnlicher Weise die Tatsachen hintereinander staffeln, wobei vielleicht der Entwicklungsgedanke mehr die Freiheit, das Kausalitätsgesetz mehr die zwingende Notwendigkeit berücksichtigt. Beiden gemeinsam aber ist vor allem die zugrundeliegende Idee des rational-logisch Berechenbaren, ohne die keine Forschung und keine Wissenschaft denkbar wären. Aber mehr noch als der Entwicklungsgedanke, der die Zusammenhänge immerhin nur wahrscheinlich macht, hat es die Kausalität an sich, den bündigen Beweis dafür zu liefern, daß etwas so und so gewesen ist. Der Hergang, der das Kausalitätsgesetz in den Mittelpunkt der Forschung rückte, ist dabei nicht weiter geheimnisvoll: soweit man die Frage „Warum?“ mit einem glatten „Weil“ zu beantworten vermag, befindet man sich auf gesichertem Boden und hat das irrationale Moment, die feindliche Macht also, so gut wie ganz ausgeschaltet. Grundsätzlich muß daher die *Geschichtsforschung* aus ihrem Bereich das Irrationale ausschließen und hat jenseits der Tatsachenfeststellung nur noch die verstandesmäßig gesicherten, allenfalls noch die wahrscheinlichsten Kausalbezüge herauszuschälen und in Rechnung zu stellen. Wenn auch oft genug Fragezeichen die Antwort vertreten müssen, so wird doch der Blick unbeirrbar auf die Kausalzusammenhänge gerichtet bleiben, d. h. auf Probleme, die sich prinzipiell durch ein „Weil“ auflösen lassen.

Gegen das alles wird auch kein gewissenhafter Geschichtsschreiber das mindeste einzuwenden haben, nur erhebt sich für ihn die Frage, ob für die Darstellung der historischen Wahrheit diese vornehmlich auf Erkenntnis der logischen Kausalität gerichtete Problemstellung genügt, ob er sich – der positivistischen Forschung gleich – nur auf Tatsachenfeststellung und rationale Kausalverknüpfung beschränken darf, wenn er seiner Idee der Wahrheit dienen will. Denn seine Aufgabe besteht ja darin, das Bild eines Lebensgesamts aufzugreifen, und in diesem bleibt bekanntlich stets ein Unberechenbares zurück. Immer wird hier das Wort Humboldts in Geltung bleiben, „daß in jedem Wirken, bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich jeder Berechnung entzieht“, indem er gleichzeitig davor warnt, in

einseitiger Verfolgung der Kausalgesetze die Geschichte als ein „durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk“ zu begreifen. Und ebenso erklärt Ranke: „Etwas Hypothetisches bleibt in dem Dunkel menschlicher Antriebe und Ziele immer übrig“ – Äußerungen, die sich beliebig vermehren ließen. Also gerade aus einem Geist der Wahrhaftigkeit heraus wird daher der Geschichtsschreiber, der sich bemüht zu zeigen, wie es eigentlich gewesen, neben die rein kausale Geschichtsbetrachtung noch eine andere zu setzen haben, und dieser folgend wird er mindestens ebenso oft die Tatsachen statt mit einem „Weil“ mit einem „Trotzdem“ verbinden müssen. Also nicht bloß: *weil* das und das so war, geschah jenes – sondern ebenso oft: *trotzdem* das so und so war, geschah *dennoch* jenes. An die Stelle der einfachen Gleichung tritt also eine Gleichung mit einer Unbekannten – und wie merkwürdig: gerade sie ergibt statt eines antiquarischen ein wirklich lebendiges Bild.

Den fundamentalen Unterschied der beiden Auffassungen: der rationalistischen Logik des Geschichtsforschers und der irrationalistischen Logik des Geschichtsschreibers, wie etwa Troeltsch das Adversativverhältnis des Troztdemsatzes genannt hätte, mag ein Beispiel erhellen, das an und für sich beide Lösungen gestattete. Die Datierung eines längeren Gesprächs, das Kaiser Friedrich II. in Pisa mit dem bekannten Mathematiker Leonardo geführt hat, bereitet aus hier gleichgültigen Gründen gewisse Schwierigkeiten. Das am ehesten in Betracht kommende Jahr war 1226, und die kritischen Erwägungen lassen die Entscheidung offen. Rationalistisch kausalerklärend durfte man zu dem Schluß kommen: da der Kaiser damals in Bedrängnis und Eile nur ganz kurz in Pisa weilte, kann er schwerlich die Zeit und die Muße gefunden haben, sich in seinem dortigen Palast mit dem Mathematiker des langen und breiten zu unterhalten. Gegen diese der gesunden Vernunft völlig gerecht werdenden Argumentierung kann man faktisch nichts einwenden. Nur muß es einem gestattet sein, ebenfalls mit dem gleichen sogenannten Höchstmaß an innerer Wahrscheinlichkeit den irrationalistischen Schluß zu ziehen: *trotzdem* der Kaiser damals in Eile und Bedrängnis nur ganz kurz in Pisa weilte, konnte er *dennoch* in seinem Pisaner Palast die Zeit und die Muße finden zu einem langen Gespräch mit dem Mathematiker Leonardo.

Nicht nur, daß dem allerdings eine total andere Anschauung vom Wesen des Kaisers zugrunde liegt: es springt das Bild des Kaisers aus der Spannung der Situation hier sofort in voller Schärfe heraus und nimmt – von dem Hintergrund sich abhebend – diesen zu einem großen Teil noch mit. Man ermißt seine Bedrängnis durch die Lombar-

den, die Eile seines Durchzugs durch Pisa, die ganze Leidenschaft seiner gelehrten Interessen, die innere Sammlungsfähigkeit trotz Hast und politischen Fehlschlägen, die gelassene Ruhe, die sich noch auf das Palastinnere überträgt, in dem die *dotta conversazione* vor sich geht, und gleichzeitig jenes gewisse Spiel mit dem Schicksal, das als solches auch noch mitschwingt – kurz: die ganze Spannung gegenüber der Widerwelt und die weite Spannfähigkeit der Person selbst treten hier in aller Lebensfülle und Lebenstauglichkeit entgegen und reflektieren außerdem noch die völlig überzeitliche, rein menschliche und metaphysische Spannung von Gebundenheit und Freiheit, die hier entsteht. Und solches Lebensgesamt vermag das *eine* Bild zu vertreten. Denn in der irrationalistischen Logik des Trotzdem-Denkens mit seiner *complexio oppositorum* ist eben die Lebensspannung selbst mitenthalten, die der kausal-rationalen Logik des berechnenden Weil-Denkens mit seinem alternativen Entweder-Oder abgeht.

Sie sehen, worauf es hier ankommt: der eine Schluß benötigt nur den rechnenden Verstand, der andere außerdem die schöpferische Vorstellungskraft, die *imagination créatrice*⁶. Aber wichtiger fast ist noch ein andres: daß nämlich die Betrachtung der Geschichte *auch* unter dem Aspekt des Trotzdem dem Leben und dem tatsächlichen Verlauf der Dinge in dieser Welt – wie ein jeder weiß – in einer Vielzahl von Fällen weit mehr entspricht und darum der Wahrheit weit mehr gerecht wird als die raum- und flächenlose Geradlinigkeit der einseitigen Kausalität. Denn nun werden in der Tat *alle* lebensbedingenden Mächte ganz voraussetzungslos anerkannt, in die Darstellung miteinbezogen und bejaht, wohingegen der sich voraussetzungslos oder gar wertfrei nennende Positivismus eine ganze Hälfte des Lebens zugunsten des Rationalen ablehnt und ausschließt und überdies die Existenz anderer Mächte uns mühsam auszureden versucht zugunsten einer mißverständlichen Angleichung an die Naturwissenschaften. Das mag, wie gesagt, für die Forschung angehen. Der Geschichtsschreiber aber muß sich vergegenwärtigen, daß zu allen Zeiten Leben nicht nur auf Kausalitäten, sondern auch auf Spannungen beruht, und sollte wissen, daß – gerade je höher ein Leben potenziert ist – umso größer auch die Zahl innerer Gegensätze wie äußerer Widerstände sein wird und damit auch die Zahl der Spannungsfelder, d. h. es wird das „Trotzdem“ schon

6) Ernst Kantorowicz antwortet damit auf den zentralen Vorwurf Brackmanns in dessen Rezension „Kaiser Friedrich II. in ‚mythischer Schau‘“, siehe oben S. 95, Anm. 22 und die Replik von Ernst Kantorowicz ebda.

im Denken des Geschichtsschreibers einen mindestens ebenso bedeutenden Raum einnehmen wie das „Weil“. Aber glauben Sie nicht, daß das ein Kunstgriff ist, den ich hier preisgebe, oder gar, daß nun jedes „Trotzdem“ ein Bild abgeben muß. Die Partikel ist uralte und auch in der Geschichtsschreibung oft gebraucht – meist freilich mit dem unbefriedigten Unterton eines „non liquet!“ – und wird neu nur dadurch, daß auch das Irrationale nicht nur eben geduldet, sondern als eine positive Lebensgröße, als Schicksalsmacht unbedingt bejaht wird, und vor allem dadurch, daß die entsprechende Lebensgesinnung dahintersteht.

Vielleicht wird man sagen: gerade diese Bejahung, dieses Einschmuggeln des irrationalen Moments sei schon „Mythenschau“. Das mag so sein. Dennoch glaube ich, daß die Mythenschau an anderer Stelle viel greifbarer zutage tritt, und darüber lassen Sie mich bitte, ehe ich zum Schluß übergehe, noch sprechen.

Welches ist denn der für den Historiker üblicherweise geforderte Standort, von dem aus er die zu beschreibenden Dinge betrachtet? Zweifellos ein sehr sublimer, hoch über den Dingen und Zeiten und ihren Vorurteilen liegender, ein fast göttlicher Standort also, und ihn einzunehmen darf man sich sogar auf Rankes Ausspruch berufen: „Vor Gott erscheinen alle Generationen der Menschen gleich und so muß auch der Historiker die Sache ansehen.“ Dieser Platz auf den Stufen des höchsten Thrones ist Ranke gewiß angemessen gewesen. Denn im Vollgefühl seiner hohen Verantwortung begriff er konsequenterweise den Geschichtsschreiber als eine Art Priester, und er selbst war demgemäß – auch als Historiker – durchaus religiös-gläubig; er „glaubte unbedingt“ wie er einmal sagte. Ich will nicht darauf eingehen zu fragen, wieweit heute diese Haltung innerlich noch als berechtigt erscheint, indem doch die Geschichtswissenschaft in mehr als einem Sinne säkularisiert worden ist. Aber da der Beobachtungsstand des Historikers noch immer auf dem gleichen ehrwürdigen Platz stehen geblieben ist, so soll es auch mir gänzlich fernliegen, etwa in Abrede zu stellen, daß die Behauptung dieses Platzes eine Notwendigkeit sei. Denn schließlich zeigt auch das Epos, dem der Geschichtsschreiber für seine Tätigkeit auch heute noch manches entnehmen kann, immer wieder, wie die Olympischen – leidenschaftlicher freilich als es der moderne Historiker darf – die Kämpfe vor Ilion beurteilten und wie diese Kämpfe gleichsam von oben her objektiv gesehen sich ausnahmen. Daneben aber zeigt das Epos noch, mit welchen Augen die auch damals nur ihren Bezirk überschauenden Menschen die Dinge aufnahmen, und hieraus erwüchse denn dem Geschichtsschreiber eine weitere

Aufgabe, sofern er ein vollständiges Bild der Vergangenheit geben will – nämlich: nicht nur darzustellen, wie etwas *war*, sondern auch das Korrelat hierzu: wie etwas *gesehen* wurde. Um der Wahrheit willen wird er also seinen Platz, von dem aus er die Dinge so schön objektiv be- und verurteilen konnte, bisweilen aufgeben müssen, sich in die Reihe der Zeitgenossen stellen und mit ihnen zuschauen, wie sich da höchst subjektiv die Dinge spiegeln. Eine für den Geschichtsschreiber sehr naheliegende Erwägung veranlaßt hierzu: daß nämlich kein Mensch nur Subjekt ist und „an sich“ lebt und handelt, sondern daß er existent wird erst dadurch, daß er auch Objekt ist, d. h. von seiner Welt gesehen und apperzipiert wird. Für die Darstellung aber ist das von höchstem Belang: denn durch diese sowohl überzeitliche wie zeitlich-bedingte Betrachtungsweise bringt der Geschichtsschreiber wiederum eine neue, anders gelagerte Spannung in sein Zeitbild hinein dadurch, daß er in dem von ihm behandelten Drama gleichsam den Chor einführt: nicht nur Handlung und Person stellt er dar, sondern fortlaufend auch den Eindruck dessen auf die Zeitgenossen, die wiederum nicht etwa die Zuschauer bilden, vielmehr – eben darum dem Chor ganz ähnlich – selbst mitagieren, da ihre beifälligen wie ihre abfälligen Kundgebungen in gleicher Weise nur das Verhängnis schürzen. Die Zuschauer aber – unerlässlich wie für jede Kunst so auch für die der Geschichtsschreibung – werden vertreten durch den in seiner eignen Zeit gebundenen Geschichtsschreiber und durch den Leser – eine vielfache Wechselwirkung also, auf die zu verzichten statt sie dauernd festzuhalten die Historik gerade jener Dreidimensioniertheit berauben muß, durch die sie erst zur Darstellerin früheren Lebens wird und damit auf ihre Art zur Kunst.

Diese drei verschiedenen Zeitgesichtspunkte – den überzeitlichen, den zeitgenössischen und den jetztzeitigen – pflegt man gemeinhin sorgsam zu trennen, und solche Trennung ist für die Forschung auch vollkommen richtig. Aber da man *allein* mit dem überzeitlichen Gesichtspunkt nur Regesten – erweitert vielleicht zu Jahrbüchern – erhält, mit dem bloßen zeitgenössischen nur Dissertationen des Titels: „Karl d. Gr. in der Auffassung der Zeitgenossen“, mit dem lediglich derzeitigen Gesichtspunkt aber meist nur Vorträge der Art wie „Karl d. Gr. und wir“ – alles Arbeiten, die zwar im einzelnen interessante Forschungsergebnisse zeitigen mögen, in ihrer Einseitigkeit und totalen Spannungs- oder Bildlosigkeit jedoch mit *Geschichtsschreibung* nicht das mindeste zu tun haben – so bedarf es kaum der Worte, daß eine wirkliche Geschichtskonzeption diese Trennung nicht vornehmen

kann, sondern im Gegenteil: sie wird alle *drei* Searten in Beziehung setzen und ineinander schlagen müssen, um das Gesamt der Vergangenheit zu vergegenwärtigen.

Nun begegnet gerade das Hereinnehmen der oft recht getrübten zeitgenössischen Wahrnehmungen – worunter ich natürlich nicht offensichtliche Irrtümer oder falsche Datierungen verstehe – im allgemeinen dem größten Mißtrauen. Denn Aufgabe der Forschung war es ja, derartige Wahrnehmungen, soweit sie nicht einer möglichst urkundlichen Kritik standhielten, als unwahr über Bord zu werfen – ja, das Mißtrauen gegen die Zeitgenossen hat bereits zu dem Ausspruch geführt, daß man für gewisse Epochen von allen erzählenden Quellen, auch den sogenannten „guten“ bald ganz werde absehen können, um sich nur mehr auf Akten, Urkunden und Rechnungsbücher zu stützen. Dabei wird nur eines vergessen: lediglich für eine einzige, ganz bestimmte Fragestellung sind diese verzerrten und getrübten zeitgenössischen Berichte unbrauchbar. Bei anderer Fragestellung aber können sie von unschätzbarem Wert sein – nicht zur Feststellung der Tatsachen, wohl aber zur Feststellung der tatsächlichen Zeitatmosphäre sind diese Tausende von kleinen Einzelbemerkungen die Quellen, genau wie bekanntlich die vielen Stilübungen, fingierten Briefe oder sogar Fälschungen immer noch von Wert sein können. Denn die verzerrenden geben wenigstens bisweilen ein paar echte Farbtöne, die trüben einige schwache Konturen her – in jedem Fall aber geben sie eine Vorstellung von der tatsächlichen oder legendenhaft typisierten Wirkung einer Person, und es ist ja bekannt genug, daß oft eine Figur am deutlichsten sichtbar wird nicht durch ihre unmittelbare Beschreibung, sondern durch die Beschreibung der von ihr ausgehenden Wirkung. Ferner wird die Fragestellung, inwieweit sich diese zeitgenössischen Spiegelungen mit der absoluten Wirklichkeit decken, oft viel weniger wichtig sein als die Frage, wie weit sie etwa mit einer bestimmten Geste der dargestellten Person übereinstimmen. Ist dies der Fall, so wird es unter Umständen durchaus angängig sein, sogar einmal die Geste für die Tat zu nehmen, und gerade das heutige Italien vermag einen darüber aufzuklären, inwiefern faktisch die Geste schon ein Teil der Tat selbst sein kann.

Besonders aber für den Darsteller mittelalterlicher Geschichte sind diese Reflexe in den Augen der Zeitgenossen so außerordentlich wichtig, weil sie gleichsam der Ersatz sein müssen für alles das, was sonst die Darstellungen der bildenden Kunst vermitteln können – mögen das römische Caesarenstatuen und -büsten sein oder tizianische Bilder

eines Karl des Fünften, obwohl auch diese Werke vielleicht als subjektiv empfunden und, weil Kunst, als idealisierend, d. h. geschichtsfälschend gelten mögen. Vielleicht hat Sybel nicht so unrecht, wenn er für die Behandlung der deutschen Kaiserzeit stets den Untertitel verlangt: dargestellt nach den Anschauungen des frühen Mittelalters. Denn in der Tat glaube auch ich, daß es sich niemals wird ausmachen lassen, wie die Karl und Otto, Heinrich und Friedrich als Menschen „wirklich gewesen sind“, zumal Haltung und Sichgeben dieser Monarchen einer dauernden Selbstkontrolle unterlagen. Was immer der Historiker – und gar wenn er noch mit psychologischen Momenten arbeitet – über das persönliche Denken und Wollen dieser Kaiser sagt, wird stets nur seine subjektive und höchst persönliche Ansicht sein können. Infolgedessen ist in diesem Fall gerade das Höchstmaß an Objektivität und Selbstauslöschung des Geschichtsschreibers erreicht, wenn er erklärt: mit Sicherheit läßt sich von den mittelalterlichen Kaisern nur sagen: so haben sie sich gegeben und so hat ihre Zeit sie gesehen.

Damit, meine Herren, glaube ich die Wurzeln der Mythenschau bloßgelegt zu haben. Hier noch die Frage aufzuwerfen, ob das Hereinziehen der legendären Berichte tatsächlich die historische Wahrheit gefährde und dadurch auch die Geschichtswissenschaft, was nur ein bedenkliches Zeichen für die Schwäche ihrer Position wäre, erübrigt sich wohl. Denn sind die Legenden und Mythenstoffe als solche *erkannt*, so bildet ihre Verflechtung mit dem Lauf der geschichtlichen Erzählung nicht nur keine Gefahr für die Wahrheit, sondern ist vielmehr ein Teil dieser historischen Wahrheit selbst, sofern diese nicht nur in dem Tatsachengerippe, sondern in der ganzen farbigen Fülle der Lebenswirklichkeiten zu suchen ist. Bekanntlich ist ja nicht jede Figur legendenbildend – ist sie das aber, was immer auf ein unfaßbares Moment zurückzuführen ist, und macht gar die Legendenbildung einen Teil der Wirkung dieser Person aus, so gehört die Legende derart zu ihrem Wesen, daß es eher einer Verfälschung der Geschichte gleichkäme, von ihr abzusehen als sie einzubeziehen. Gerade in den Legenden und Mythen verhüllt sich immer ein sonst Unsagbares, das – wie Ranke einmal erklärt – „mit dem distinguierenden, sozusagen dickhäutigen Wort angepackt der inneren Wahrnehmung zugrunde geht“.

Hier lassen Sie mich innehalten und wieder an das eingangs Gesagte erinnern: daß die positivistische Forschung sich eines Übergriffs in das Gebiet der Kunst schuldig mache, wenn sie versucht, die *Geschichtsschreibung* unter ihre Arbeitsregeln zu zwingen. Als weitaus bedenklicher aber wird man es empfinden, wenn sie ihre Stellung dahin präzi-

siert, daß man „Geschichte weder als Georgeschüler noch als Katholik oder als Protestant oder als Marxist schreiben kann, sondern nur als wahrheitssuchender Mensch“. Denn hier macht sich der Positivismus nicht mehr anheischig, nur die *Methode* der Geschichtsschreibung zu bestimmen, sondern dehnt seinen Übergriff aus auch auf die Menschlichkeit des Geschichtsschreibers, deren Artung er gemäß den für die Forschung als nützlich und brauchbar befundenen Regeln festsetzen zu dürfen glaubt. Ich will nicht den daraus sprechenden Mangel an Voraussetzungslosigkeit kritisieren, insofern als der sich dergestalt äußernde Positivist meint, nur von seinem imaginären rocher de bronze her Wahrheiten erspähen zu können und von keinem anderen point de vue. Denn davon ganz abgesehen, besagt diese Einstellung folgendes: auch als Volksparteiler oder Demokrat, als Zentrumsman oder Deutschnationaler kann man, sofern damit eine ehrliche Überzeugung und keine bloße Utilität verbunden ist, keine Geschichte schreiben. Ebenso: auch als Engländer oder Franzose, Italiener oder Russe, sofern man das nicht nur als zufällige Staatsangehörigkeit begreift, kann man keine Geschichte schreiben. Man kann es überhaupt nicht als Mensch, der neben seinem Wissen auch an etwas glaubt und etwas nicht, und der das, was er ist, ganz ist mit Einsatz seiner ganzen Person und seiner innersten Überzeugung..., sondern Geschichte schreiben kann man nur als einer, der zweifelnd an nichts glaubt und dabei die Wahrheit sucht. Wenn gerade der nüchterne Positivismus somit Gefahr läuft, heute romantisch zu werden, indem er meint, ohne Voraussetzungen und ohne Einsatz seiner *ganzen* Menschlichkeit die Blaue Blume Wahrheit zu finden – uneingedenk dessen, daß ja die Wahrheit nicht in den Tatsachen und Dingen liegt, sondern im Menschen, der die Tatsachen und Dinge befragt, und uneingedenk des Goethewortes: „Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält. Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus“ – so ist das seine eigene Sache. Weit schlimmer ist es, daß hiermit – theoretisch wenigstens – als Geschichtsschreiber eine Menschen-gattung gefordert wird, für die Überzeugung, Partei, Nationalität eigentlich nur wissenschaftliche Verunreinigung, Befleckung und Belastung darstellt, unaustilgbare Übel, von denen nur außerwissenschaftliche Einflüsse in die Geschichtsschreibung gelangen – ein farblos indifferenter Typ also, der eigentlich nur eine Art von historischem Reporter darstellt, der jedem Thema vom Standpunkt jeder Partei, jeder Nationalität, jeder Weltanschauung gerecht werden kann – ein höchst suspekter Typ, den indessen eigens zu fordern heute als über-

flüssig erscheint, da es an ihm im kosmopolitischen Ullstein-Deutschland wahrlich nicht gebricht.

Wieder ist es die verhängnisvolle Gleichsetzung von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, die solches Zerrbild schafft. Denn so unbedingt richtig es ist, daß die materialsammelnde und -ordnende oder tatsachenfeststellende Forschung den politischen, philosophischen, dichterischen Teil des Menschen für ihre Zwecke nicht beansprucht und daher freigibt, so sicher bedarf die Geschichtsschreibung nicht nur des kontemplativ die Wahrheit suchenden Gelehrten, sondern des *ganzen* aktiven Menschen, welcher zwar der Idee der Wahrheit bis zum letzten Meilenstein des Wissens nachkommt, dennoch aber der Kunst dient, die ihrerseits immer einem Äußersten, einem Glauben, einem Lieben geweiht ist. Der Geschichtsschreiber trägt also in sich jene Spannung wirklich aus, welcher der Forscher verzichtend oder entsagend ausweicht. Darin aber, daß die historische Forschung jener Spannung ausweicht, liegt schließlich ihre tiefe Wesensverwandtschaft mit der historischen Belletristik begründet, indem der Literat wiederum auf die Wahrheit verzichtet zugunsten einer Pamphletistik, die *er* Kunst nennt. Jedoch: freies Künstlertum und freies Gelehrtentum schreiten heute schon deutlich sichtbar Hand in Hand, wie man ja auch schon allenthalben historische Forschung und historische Belletristik trotz ihrer Feindschaft mit Recht als Wechselbegriffe versteht.

Daß aber nur unter Einsatz des ganzen Menschen eine wirkliche Geschichtsschreibung möglich ist, das zeigen jene fünf Jahrzehnte der großen deutschen Historiographie des vorigen Jahrhunderts – jenes Zeitalter, in welchem sich der Geist der deutschen Nation am reinsten in der Historik manifestierte, wie er sich zuvor in der Philosophie, hernach in den Naturwissenschaften und heute in der Dichtung am reinsten dargestellt hat. Denn damals hat die Geschichtsschreibung nicht nur den ganzen Menschen beansprucht, sondern ihn auch umfassen und aufnehmen können – nicht nur den Gelehrten, sondern ebenso den Philosophen, Politiker und Dichter, die jene Geschichtsschreiber waren. Und das bedeutete gewiß kein Hemmnis. Denn, wie Humboldt sagte, „je reiner der Geschichtsschreiber seine Menschlichkeit walten läßt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäftes“ – was umgekehrt etwa besagt, daß auch eine Totalität nur erkannt und vergegenwärtigt wird, wo man ein Ganzes eingesetzt hat. Das aber fordert die Kunst.

Gewiß, jenes Zeitalter der deutschen Historik bezeichnet – wie man sehr treffend bemerkt hat – den denkwürdigen Augenblick des Durch-

gangs der nationalen Bewegung durch die Wissenschaft, den Augenblick, in dem die nationale Bewegung in erster Reihe von Vertretern der Wissenschaft – und zwar vornehmlich der Geschichtswissenschaft – ihre Antriebe erhielt. Und damit kommen wir zu einem weiteren Moment, durch das sich Geschichtsforschung und historische Belletristik von der Kunst der Geschichtsschreibung unterscheiden. Denn das Forum, an das historische Forschung und historische Belletristik sich wenden, ist in beiden Fällen international – wobei die Forschung als eine von der inneren Verwurzelung der Forscherpersönlichkeit nahezu abgelöste wissenschaftliche Tätigkeit sich – vielfach noch in lateinischer Sprache – an das Gelehrtenforum der ganzen Welt wendet, die historische Belletristik aber, dem Tonfilm ganz ähnlich zu gleicher Zeit in allen gangbaren Weltsprachen erscheinend, zu den internationalen Massen und dem internationalen Halbbildungsöbel spricht... möglich nur dadurch, daß beider Methode eine analytische ist: Stoffanalyse im Falle der Forschung, Menschen- und Seelenanalyse im Fall der historischen Belletristik. Diesen beiden kosmopolitischen Tendenzen steht die Geschichtsschreibung allein gegenüber, ihnen das Gegengewicht zu halten. Denn die Geschichtsschreibung gehört ihrem Wesen nach und als Kunst durchaus zur Nationalliteratur, ist vom Standpunkt des Deutschen her konzipiert und begriffen, gleichgültig ob der Stoff selbst die vaterländische Geschichte betrifft oder nicht (denken Sie nur an Ranke oder Mommsen) und wendet sich an die stets kleine Zahl der wirklich Gebildeten und geistig Führenden der Nation, deren Boden sie entwachsen ist und deren Antriebe sie auf diese Weise zurückgibt – hiermit über den verästelten Organismus von Hochschulen und Schulen auf Lehrer und Erzieher wirkend, denen mit unlesbaren Jahrbüchern der deutschen Geschichte, die als Nachschlagewerk gedacht waren, so wenig wie mit bloßen Hilfsbüchern gedient ist. Daß gerade die mittelalterliche Geschichte, der freilich innerhalb Deutschlands das humanistische Forum der alten und das politische Forum der neueren Geschichte mangelte und die daher seit der Reichsgründung sehr schnell den Anschluß an die Zeit verlor, auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung seit Generationen – von dem Outsider Gregorovius und verschwindend wenigen sonstigen Ausnahmen abgesehen – völlig versagt hat, daß sie seit Giesebrechts Tagen, dessen Geschichte der Kaiserzeit im Jahre 1855 zu erscheinen begann, sich den nationalen Aufgaben und Pflichten völlig entzogen hat, ist heute eine allbekannte Tatsache, und es ist eine durchaus offene Frage, ob dieses totale Verbrachen⁷ eines der nationalen Geschichte so eng

angehörenden Gebietes nicht zu teuer erkaufte ist mit der wenn auch noch so gesteigerten deutschen Wertschätzung auf dem internationalen Wissenschaftsmarkt.

Liegt hier ein bloßes Versagen vor, dem abzuhelpen niemals zu spät ist, so liegt die große Gefahr noch an einer anderen Stelle: denn dem Vernachlässigen der nationalen Aufgaben und dem Verluste des Anschlusses an die Zeit geht zur Seite das Infragestellen überhaupt des nationalen Momentes als Impuls der Geschichtsschreibung, worunter natürlich weder nationalistisches Gepoltere noch vaterländische Schönfärberei zu verstehen ist. Was ich meine, ist das bruchartige Auseinanderfallen von Nationalgefühl und Wahrheitsgefühl. Ich wies bereits darauf hin, daß die positivistische Stellungnahme es eigentlich auch ausschloß, daß man als Deutscher – sofern damit ein wirklicher Glaube an etwas wie eine deutsche Sendung, an Deutschland überhaupt verknüpft ist – Geschichte schreiben könne, und diesem Wissenschaftsideal zutiefst verwandt ist der Philosoph, der da erklärt: „Ein Forscher, der einen Gedanken ausspricht..., weil er ihn dem Geiste seiner Nation entsprechend oder dieser Nation diensam hält, vergeht sich an dem höchsten Grundsatz aller Wissenschaft: der Wahrheit und ihr allein zu dienen.“ Was hätten wohl die großen deutschen Geschichtsschreiber des vorigen Jahrhunderts zu dieser Formulierung, zu diesem feindseligen Sichgegenüberstehen von Nationalgefühl und Wahrheitsgefühl gesagt? – sie, die allesamt, welchen Stoffkreis auch immer sie wählten, als Geschichtsschreiber, und das hieß damals: als Menschen, in die Nation hinein wirkten und vor allem: insgesamt getragen waren von dem beschwingenden, ja fanatischen Glauben an die auch damals, wenngleich längst nicht wie heute, bedrohte Nation! Daß auch damals Weltbürgertum und Nationalstaat einander gegenüberstanden oder besser: sich die Waage hielten, bis – im Gegensatz zu heute – der nationale Gedanke überwog, das ist allgemein bekannt. Aber was hat der erhabne Schwung des deutschen Universalismus jener Tage zu tun mit dem heutigen Rekordeifer plattester Internationalität oder der harte nüchterne Nationalstaatsgedanke mit der rauhebeinigen Hilflosigkeit des nationalistischen Chauvinismus? Und wo vor allem war die quälende und lähmende Diskrepanz zwischen dem Dienst an der Wahrheit und dem Dienst an der Nation, da doch die

7) Durch einen Druckfehler wurde dieses Wort in der Fassung der Zeitschrift „Der Ring“ 3. Jg., Heft 18 (1930) S. 334 zum „Verbrechen“ und ist seitdem öfter so zitiert worden.

Wahrheit nur in der Nation liegen konnte wie sonst im einzelnen Menschen – „was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus“! Das Schlimmste aber war, daß gerade diese Diskrepanz zwischen Wahrheit und Nation für ihre Zwecke auszubeuten der historischen Belletristik ein leichtes wurde, die es offenbar als ihre Aufgabe betrachtete, im Namen der Wahrheit die Ehre der Nation zu verfrachten und ihre Würde auf dem Weltmarkt dem Spott der Massen preiszugeben... heraufbeschworen aber hat solche Geste jene objektive uninteressierte Voraussetzungslosigkeit, welche den Bruch von Wahrheits- und Nationalgefühl nicht allein zuließ, sondern ihn unter der Devise „Fiat veritas, pereat vita“ sogar sanktionierte, bis endlich noch Höheres in Gefahr geriet, als die bloße wissenschaftliche Wahrheit: die Wahrheit der Nation selbst, gefährdet durch den Zweifel an der Nation!

Auf diesem Boden konnte wohl das Gewächs der historischen Belletristik wuchern, aber nicht die Geschichtsschreibung gedeihen, weil ihr als Kunst nicht der Zweifel, sondern nur der Glaube die Aufgaben stellen und mit der Selbstsicherheit den eigenen festen Standpunkt geben konnte, um von ihm aus an die Aufgaben heranzutreten, die immer wieder gewechselt haben. Es war der nach innen, auf die deutsche Einigungsfrage hingewandte Patriotismus, der den jungen Ranke erklären ließ: „Eine uns eigne große deutsche Aufgabe haben wir zu lösen, den echtdeutschen Staat haben wir herauszubilden, wie er dem *Genius der Nation* entspricht.“ Und es war der mehr expansiv gewordene deutsche Patriotismus der Zeit nach der Reichsgründung, als Ranke den Satz diktierte: „Die universale Aussicht für Deutschland und die Welt hat mich dazu veranlaßt, meine letzten Kräfte einem Werk über die Weltgeschichte zu widmen.“ Freilich, in der Hoffnungslosigkeit nach dem Zusammenbruch, da der Zweifel überwog und der Glauben an die innere Wahrheit der Nation allenthalben erschüttert war, hätte für die Geschichtsschreibung – vielleicht von der Entkräftung der Schuldflüge abgesehen – der letzte Impuls gefehlt, wäre nicht ein neues Ziel, für das sie sich wieder so voll und so ungeteilt mit jener Aktivität, jener Beschwingtheit einsetzen konnte, die ihr ehemals eignete, wieder im Innern sichtbar geworden in dem anscheinend völlig irrationalen Glauben an eine noch zu lösende große Aufgabe innerhalb Deutschlands und der Deutschen selbst. Hier mochte man sich der Worte erinnern, die in verwandter Lage nach dem unglücklichen Frieden von Lunéville Schiller niederschrieb: „Indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet“ – um dann mit dem Glaubensbekenntnis zu schließen:

„Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“

Und damit, meine Herren, kann ich endlich auch Antwort geben auf die mir vorgehaltene Frage nach dem wissenschaftlichen Wert der historischen Werke aus der George-Schule. Lediglich darin, daß sie diesem Glauben an den Tag des Deutschen, an den Genius der Nation dienen, liegt ihr Wert begründet. Dieser Glauben ist das freilich nicht von der Wissenschaft, sondern von der Dichtung überkommene Dogma, das alle Werke dieser Schule beherrscht und bestimmt und das von der sonst doch so fein analysierenden Wissenschaft kaum jemals erkannt worden ist. Denn nicht, wie man so gern glauben möchte, ein ästhetisches oder phänomenologisches oder sonstiges Dogma waltet hier, sondern es ist lediglich das Dogma von der würdigen Zukunft der Nation und ihrer Ehre, von dem diese Werke getragen sind, für das sie sich völlig selbstlos, ruhmgleichgültig und unehrgeizig einsetzen – bald mit glücklicherer, bald vielleicht mit weniger glücklicher Hand –, und vor allem: nur durch diesen Glauben an das echtere Deutschland wurden jene Werke vielleicht auch zur Kunst. Allerdings: dem „Fiat veritas, pereat vita“ einer späten Stoa stellte die George-Schule ein „Fiat veritas *in* vita“ entgegen, und wenn man meint, diese Gesinnung der Wissenschaft fernhalten zu müssen, wenn man sie sogar der Wissenschaft für abträglich und gefährlich hält, gefährlicher noch als bewußt oder unbewußt für die Gesinnung und in der Gesinnung von Tageszeitungsverlagen Weltgeschichte zu schreiben, so bleibt es nunmehr unbenommen, hier den endgültigen Trennungsstrich zu ziehen und damit die Lage zu klären. Denn in der Tat: nur da kann die George-Schule die Ziele der Wissenschaft den eigenen gleichsetzen und mit der gewohnten Hingabe auch der Wissenschaft dienen, wo diese gewillt ist, die Kluft zwischen Wahrheit und Nation zu schließen, und eindeutig, mit vollem Bewußtsein und innerster Berechtigung als Losung den Wahlspruch der Monumenta auf ihre Fahnen setzen darf:

Sanctus amor patriae dat animum.